

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Belehrende und unterhaltende Geschichten]

[urn:nbn:de:bsz:31-340028](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-340028)

Neujahr.



Die letzte Stunde hat geschlagen
Des alten Jahres, — dem Zeitenschloß
Enthebt das neue sich mit Jagen.
Was wird sein Schicksal, wird sein Loß?
Wer mag in jene Äste greifen,
Daran der Zukunft Früchte reifen, —
Der Odem Gottes wird sie streifen,
Dann fallen sie gereift und groß.

Wir dürfen nicht dem Himmel grollen,
Wenn manches unerfüllt uns blieb,
Wir schöpfen dennoch aus dem vollen,
Dem reinen Borne seiner Lieb',
Er kam uns stets mit Huld entgegen,
Er sandte Sonnenschein und Regen
Und gab den Aebem reichen Segen
Und für die Zukunft frischen Trieb.

Heut', an des Jahres ernster Wende,
Sieht unser Aug' Vergang'nes klar
Und zollt dem Herrn des Dankes Spende,
Weil er uns hold und gnädig war.
Denn was das Beste ist hinieden,
War wieder unser'm Land bechieden;
Ein fruchtbar' Jahr in gold'nem Frieden —
O mög' es bleiben immerdar!

Drum an des neuen Jahres Schwelle,
Das Glas gefüllt mit Aebenblut,
Begrüßen wir des Morgens Helle
Mit frohem Sinn und frischem Mut.
Kein Zweifel soll uns wanken machen,
Wir wollen beten, wollen wachen
Und jeder feigen Schwäche lachen, —
Gott macht am Ende alles gut!

Fr. Clauenthaler.

Der Doktor und sein Knecht.



Der alte Medizinalrat war ein guter Herr. Aber selbst der beste Mensch von der Welt kann sich über seinen nichtsnutzigen Knecht ärgern und ihn zum Haus hinaus jagen, wenn er seine Arbeit leichtsinnig oder gar nicht verrichtet.

So hatte es auch gestern thatsächlich der Medizinalrat mit seinem Knechte gehalten, und der Herr mußte übel oder wohl sein Pferdegeschirr selbst pu-

ken, so er's glänzend haben wollte. Ein grober Schurz hing ihm über die Schultern und ein Paar alte Stallschuhe klapperten auf dem gepflasterten Hof herum. Da kam durchs Hofthor schüchtern ein Bäuerlein geschlichen. Er lüpfte sein Hütlein und wünschte guten Abend. Keine Antwort ward ihm dafür. Er kam näher: „He! Sie! Sind Sie der Knecht vom Herrn Doktor? hm!“

„Was wollt Ihr?“ fragte der Medizinalrat.

„Ja, ich will eben zum Herrn Doktor.“

„Er ist fort!“ murmelte der Medizinalrat und hantierte weiter. „Was wollt Ihr von ihm?“

„Ich? Nichts! . . . Ihr seid scheint's schon lang beim Doktor, Euerm Alter nach? Ihr versteht's Handwerk . . . Wann kommt er wieder heim?“

„Weiß nicht; heut' nimmer!“

„O je, arme Agnes!“

„Ist Euer Agnes krank?“

„Und ob! Schon drei Tag' hat sie's Leibweh zum Schreien; ich glaub', sie hat Gift kriegt.“

Der arme Bauersmann sah verbrieftlich drein, schüttelte den Kopf und wollte wieder gehen.

„Haltet einmal!“ sagte der Medizinalrat. „Wo klagt sie sich denn, die Agnes?“

„Ja, wisset, so um den Magen 'rum!“

„Hat sie etwas Unrichtiges gegessen?“

„Da, sie meint, es sei vom Zwiebelkuchen von vorgestern. Sonst hat ihr allemal ein Schluck Kirchwasser — wißt Ihr, vom selbstgebrannten — geholfen; aber jetzt hilft's auch nichts mehr.“

„Dem ist bald abgeholfen,“ bemerkte der Medizinalrat. Er ging weg und kam bald mit einem Zettel und Bleistift und fing an, vor des Bauern Augen ein Rezept zu schreiben.

Der machte große Augen und ein ernstes Gesicht.

„Ja, was wollt Ihr da machen?“ fragte er den Knecht.

„Curer Frau ein Rezept schreiben! Wißt Ihr, wenn man so lang bei einem Doktor ist, kann man manches absipden. Wie heißt Ihr?“

„Sigmund Engel vom Kollberg.“

„Da, jetzt tragt das in die Apotheke und gebt's Curer Frau; das hilft sicher!“

Der Bauer betrachtete den beschriebenen Zettel lange Zeit und ebensolang den Knecht mit mißtrauischen Blicken.

„Hm, hm, Ihr seid ja mordsgescheit! Was muß ich Euch bezahlen?“

„Das kostet nichts!“ entgegnete der Medizinalrat.

„Also adies; vergelt's Gott!“

Und er ging zur Apotheke, ließ sich das Rezept machen, brachte es der Agnes, und sie ward am andern Tag gesund. Der Sigmund aber sagte zu seiner Frau: „Dunderwetter! der Knecht kann's so gut wie der Doktor selber.“

Das kam bald in der Gegend herum. Und so männiglich am Kollberg jemand krank ward, wollten sie nur „zu's Doktors Knecht,“ schon der Billigkeit wegen. Und der Knecht wurde so berühmt wie der Doktor selber.

V. Sch.

Die Maaschinisten.

Erzählung von Franz Wichmann.



schimmerte bunt in den Strahlen des scheidenden Gestirns.

Dina Christ erhob sich vom Grabe ihrer Schwester. Sie war am Nachmittag hinausgewandert nach dem hochgelegenen, kleinen Friedhof, um zum Allerfeiertag den schlichten Hügel, unter dem Julie Walser die ewige Ruhe gefunden, mit einem Kranze zu schmücken. Die anderen Besucher des Friedhofs hatten bereits den Heimweg angetreten, sie war als letzte allein geblieben unter all den stillen Toten. Noch immer hatte sie erwartet, daß Rudolf kommen werde — an den Grabhügel seiner Frau, die nun schon seit zwei Jahren in der Erde schlief. Aber er war nicht erschienen. Ob er sie vergessen hatte? — Ach, es war ja begreiflich, wenn er ihrer nicht in Liebe denken konnte. Hatte sie doch während der kurzen Ehe ihren Mann an den Rand des Verderbens gebracht. Er hatte ein kleines Vermögen besessen, aber unter ihren Händen war es wie Wachs zer-schmolzen. Warum war Rudolf auch so schwach gewesen und hatte nicht beizeiten ihrer Eitelkeit, ihrer Sucht nach Aufwand gesteuert, die sie alles verschwenden ließ! Er hatte sie wohl zu sehr geliebt. Und doch war es Dina eine Zeitlang gewesen, als gelte seine Neigung ihr selbst, um sich dann bitter enttäuscht zu sehen, als die eitle Schwester ihr eines Tages ihre Verlobung mit Rudolf mitteilte. So



Gin bunter Spätherbtag neigte sich seinem Ende zu. Glühendrot versank die Sonne hinter den dunklen Höhen, die das Städtchen Waldenberg in weitem Kranze umgaben. Obwohl man schon den ersten November schrieb, hing das vielfarbige Laub noch an den Bäumen und

war es geschehen, daß er, gänzlich verarmt, seine kleine mechanische Werkstatt hatte aufgeben müssen und Maschinist bei der Eisenbahn geworden war. Seit mehreren Jahren führte er schon die Lokomotiven tagaus tagein da unten auf den glatten Eisenbahnschienen, wo ihres Vaters, des Bahnwärters Christ, einfaches, kleines Häuschen lag.

Sie sah in das Thal hinab und versank in träumende Erinnerung. Heute vor einem Jahre war es gewesen, daß er ihrem einzigen Bruder Erich das Leben gerettet hatte. Es war beim Rangieren eines Güterzuges gewesen. Da hatte Erich, der mit Rudolf, seinem Schwager, auf derselben Maschine als Heizer angestellt war, einen unvermuteten Fehltritt gethan und war, auf dem glatten Eisen ausgleitend, hinabgestürzt. Nur mit einem Arme hielt er sich noch an der Wand des Tenders, im nächsten Augenblicke mußten ihn die rollenden Räder zermalmen. Den Vater für einige Augenblicke im Dienste vertretend, hatte Dina den schrecklichen Vorfall mit angesehen, ohne helfen zu können. Aber im selben Augenblicke schon hatte Rudolf sich unter Gefahr seines Lebens niedergeworfen, hielt mit verzweifelter Anstrengung den Arm des Unglücklichen fest und zog ihn auf die Plattform der Maschine zurück. Seitdem glaubte das Mädchen sich selbst tief in seiner Schuld zu fühlen.

Ihre Augen röteten sich, sie sah in die Landschaft hinaus, und ihr Blick hing unverwandt an dem glatten Schienenstrange da unten, der im Licht der untergehenden Sonne wie rotflüssiges Metall blühte.

In langen Krümmungen zog sich zu ihren Füßen die Bahn durch einen Einschnitt und jenseits um den Vorsprung eines waldigen Hügels herum in die weite Ebene. Weithin konnte man die glänzenden Schienen verfolgen. Und jetzt bewegte sich ein dunkler Punkt auf ihnen heran, der größer und größer ward. Es war der Abendzug, den heute Melchior Glanz führte, — sie wußte es genau; in wenigen Minuten mußte er in die Station Waldenberg einlaufen. Wie eine dunkle Schlange des Verderbens schien der lange Zug über die leuchtende Ebene zu gleiten.

Eine bange Ahnung erfaßte sie, sie wußte selbst nicht warum. War es der Gedanke an Melchior, der sie seit einiger Zeit mit seinen leidenschaftlichen Anträgen verfolgte? Sie kannte seinen schlimmen, gehässigen Charakter und wußte, daß er Rudolf feindselig gesinnt war. Drohte ihr selbst oder dem Schwager eine Gefahr? Sie mochte nicht an die Drohung denken, die er letzten Sonntag auf dem Tanzsaal ausgestoßen, sie wollte nicht schuld sein, wenn ein Unglück geschähe.

Ein Rascheln in den dürren Blättern, die die Wege zwischen den Gräbern bedeckten, schreckte sie auf. Der Zug stand bereits seit einiger Zeit in dem kleinen Bahnhof, der die Endstation bildete. Melchiors Dienst war für heute zu Ende. Wenn er sie auch hierher verfolgte!

Angstvoll wandte sie sich um. Ein Aufschrei entfuhr ihr, aber es war ein halbunterdrückter Freudenruf. Unwillkürlich preßte sie die Hand aufs Herz. Rudolf Wasser stand hinter ihr.

„Guten Abend, Dina“ sagte er mit seiner milden, herzgewinnenden Stimme.

„Du bist noch gekommen,“ antwortete sie leise und errötend.

„Die Besorgnis um Dich trieb mich herauf, — der Vater sagte mir, Du seiest zum Friedhof hinauf, — aber es dunkelt bald — und —“

„Um mich bist Du gekommen?“ unterbrach sie ihn. „O, hier bei den Toten ist Ruhe und Frieden, — ich fürchte mich nicht —“

„Nicht die Toten sind gefährlich, aber die Lebenden“ sagte er bebungsvoll. „Von Deinem Bruder, der jetzt mit ihm auf der gleichen Maschine ist, weiß ich es, daß er Dich mit seiner Zudringlichkeit verfolgt, — und ich —“ er stockte plötzlich und hielt einen Augenblick inne, „auch ich wollte heute der Toten denken.“

In Dinas Augen leuchtete es auf. „Du hast ihr vergeben, — alles, was sie an Dir verschuldet?“

„Ich habe ihr nie gezürnt, — sie war ein Weib und schwach, — aber wer weiß, ob ihr nicht ein anderer zürnt, und darum wollte ich heute an ihrem Hügel ein Gebet sprechen.“

„Wie gut Du bist!“ Sie legte ihre kleine Hand in die seine, die er ihr zum Gruße entgegengestreckt. So standen sie eine Weile und blickten zu Boden, ohne ein Wort zu sprechen. Dann zog das Mädchen plötzlich wie erschreckend ihre Hand zurück und kniete an dem nahen Grabe nieder. „Ja, komm, — wir wollen beten“, sagte sie, „beten um das Heil ihrer Seele und um das unsere, daß uns der Himmel die rechten Wege zeige und jeden zu seinem Glücke führe.“

Der zitternde Klang ihrer Stimme ließ ihn erbeben, er warf einen warmen Blick auf sie, dann folgte er ihrem Beispiel, und eine Weile verharreten sie in frommem Gebete.

Aber Rudolf vermochte nicht die rechte Andacht zu finden. Seine Gedanken weilten mehr auf Erden wie im Himmel. Heute mußte die Entscheidung fallen; nicht länger konnte er mehr die Einsamkeit ertragen und die Ungewißheit seines Schicksals. Längst hatte er ja erkannt, daß ihn vor Jahren nur

eine flüchtige Leidenschaft verblendet. In tiefstem Herzen hatte er immer Dina, das stille, fauste, bescheidene Mädchen geliebt. Aber Julie hatte gesprochen und Dina geschwiegen. So war er in die Netze der älteren gefallen, ohne zu ahnen, wie verschieden die Schwestern, die äußerlich sich so ähnlich sahen, an Gemüt und Charakter waren. Jetzt erschien es ihm fast als eine freundliche Fügung des Himmels, daß Julie so bald von ihm genommen worden war. Und heute wollte er erfahren, ob seine Hoffnungen mehr als schöne, goldene Träume seien.

Als Dina ihr Gebet beendet, erhob sie sich rasch. „Die Sonne ist hinunter, es ist Zeit heimzugehen,“ sagte sie, — „der Vater wartet auf sein Abendbrot, und die alte Lisette wird immer langsamer, — wenn ich nicht wäre — —“

„Ich weiß es, Dina“, unterbrach er sie, „es muß ein Glück sein, ein Haus zu haben, darinnen Du waldest. Aber kann es denn immer so bleiben?“

„Wie? — Was meinst Du?“ fragte sie fast erschreckt.

„Nun, Du wirst doch nicht immer in der kleinen Hütte da unten bleiben, Dein ganzes Leben nur dem Vater widmen wollen?“

„Ich wollte, ich könnte es, — aber —“

Aber Rudolfs männlich schönes Gesicht zuckte es wie ein Widerschein jähler Freude. Wollte sie selbst es aussprechen, was er nicht zu sagen wagte? „Aber —“ wiederholte er fragend und ergriff ihre feuchte, leise bebende Hand, die sie ihm vergeblich zu entziehen suchte.

„Es wird nun bald ein Ende nehmen, — ich muß fort.“

„Fort — aus dem Vaterhause,“ jubelte er auf, „Dina, ist's wahr, versteh' ich Dich recht?“

Sie machte sich von ihm los und trat in das dicke Gebüsch, das sich längs der Friedhofsmauer hinzog. Unter einer tief herabhängenden Trauerweide war eine steinerne Ruhebank angebracht. Dort ließ sie sich nieder, und er setzte sich an ihre Seite, in ihren

Augen zu lesen suchend. Aber ein ernster, trauriger Blick begegnete ihm, der alle seine Hoffnungen vernichtete, sein Herz erstarren ließ. Er hatte sich doch getäuscht, sie verstand ihn nicht! Aber was konnte sie meinen? — Hatte er sich nicht deutlich ausgedrückt? Es durfte kein Zweifel mehr übrig bleiben.

„Fort — o ja — in ein neues, schönes, stilles Heim, wo Du arbeiten und schaffen kannst — für einen, der Dich wahrhaft und von Herzen liebt, Dina —!“

„Ich hoffe es, daß er auch mich liebt — wie alle meine sündigen Brüder und Schwestern, — und ich will beten und arbeiten, daß ich ihn nie erzürne, — ich will — —“

„Dina, — von wem sprichst Du?“ schrie er auf.

„Von meinem himmlischen Bräutigam.“

Er schlug die Hände vor das Gesicht und suchte vergeblich ein Schluchzen zu unterdrücken. „O mein Gott, so ist es wahr, was mir Dein Vater sagte? —“

„Ich habe schon seit lange die Absicht, und jetzt, da ich weiß, — daß Du — —“ sie stockte und schlug die Augen zu Boden, „daß — —“

„Daß ich Dich liebe, Dina!“ fiel er ein und warf sich zu ihren Füßen.

„D kannst Du so grausam sein und mir all mein Glück zerstören! — Ich hatte es mir so schön, so selig gedacht —“

„Dachtest Du nicht auch so, als Du meine Schwester zum Weibe nahnst? Und sie ist Dein Unglück geworden.“

„Aber Du, Dina, Du würdest mein Glück, Du allein!“

„Täusche Dich nicht. Du kennst auch mich nicht.“ Mit fester Hand hob sie ihn vom Boden empor.

„Ich bin nicht geschaffen für irdische Liebe. Ein Traum hat mir alles gesagt. Und Träume kommen von Gott. Ich sah Dich blutend, sterbend um meinetwillen. Ein böser Teufel stürzte Dich unter



den rollenden Zug, die Räder gingen über Dich, — o, es war gräßlich, — nein, laß ab von mir, — ich weiß es, — ich würde Dein Unglück sein!“

„Willst Du einem Traume mehr glauben als der Wahrheit? — O, so hast Du mich nicht lieb, so kannst Du nicht fassen, was ich für Dich fühle!“

„Es muß sein,“ sagte sie fest, „ich habe es beschlossen — und Du selbst treibst mich zur Eile.“

Er war aufgesprungen, ein plötzlicher Gedanke schoß ihm durch den Kopf. „Dina, ein Wort, wenn Du mich nicht in Verzweiflung stürzen willst: ich weiß es, auch er, Melchior Glunz, wirbt um Dich, — sage mir das Eine, daß Du ihn nicht liebst!“

Ein wehes Lächeln zuckte über Dinas Gesicht. „Würde ich ins Kloster gehen, wenn ich ihn liebte? Nein, nein, — ich habe immer im stillen meine Ruhme beneidet, die schon lange bei den Benediktinerinnen in Abendberg den himmlischen Frieden der Seele gefunden. Warum willst Du mir wehren, ihn zu teilen?“

„Sage das nicht, Dina! Wenn es zu Deinem Heile ist, so sollen Dich meine Wünsche nicht hindern. Ich will verzichten, um Dich glücklich zu wissen. Aber verlange nicht, daß ich Dich vergessen soll!“

„Die Zeit heilt alle Wunden,“ sagte sie und legte sanft ihre Hand auf sein Haupt. „Und nun laß mich gehen, — allein, wie ich gekommen; mein Gott wandelt mit mir und wird meine Schritte leiten. —“

Ein Geräusch, welches sie hinter der Mauer vernommen, hatte sie erschreckt. Rasch wandte sie sich zum Gehen und schritt, nur noch einen stummen Gruß zurückwinkend, den steilen Weg zum Städtchen hinab.

Rudolf wagte nicht ihr zu folgen. Wie betäubt blieb er auf der gleichen Stelle sitzen. Er mochte nicht hinunter gehen unter die Menschen. Der Friedhof war ja der beste Platz für ihn. Dort, wo die Toten ruhten, war auch sein Glück begraben.

Als das junge Mädchen eine Weile gegangen war, ertönten eilige Schritte hinter ihr.

„Dina, — Fräulein Christ, — warten Sie einen Augenblick, — ich habe ein Wort mit Ihnen zu sprechen.“

Es war Melchior Glunz. Sie sah, daß sie ihm nicht mehr entkommen konnte. So hatte sie ihre Ahnung nicht getäuscht. Er war es gewesen, der hinter der Mauer das Geräusch verursacht, er hatte sie belauscht! Erblassend blieb sie stehen.

„Was wollen Sie?“ fragte sie in kaltem Tone.

„Sie wissen es ja, Dina, was ich täglich, stündlich von Ihnen begehre, — Ihre Hand, ohne die ich nicht leben kann. Ich habe Ihnen unrecht gethan, ich glaubte, sie liebten jenen dort oben —“

„Sie haben uns belauscht?“

„Ja, warum soll ich es leugnen? Es war nicht meine Absicht. Ich wußte, daß Sie allein zum Friedhof gegangen, und wollte Ihnen folgen. Aber als ich Sie von fern bei ihm erblickte, da trieb mich die Eifersucht, — Sie wissen es ja, ich hatte ihm den Tod geschworen, wenn Sie ihn erhörten —! Aber es kann Ihr Ernst nicht sein, daß Sie ins Kloster wollen, so jung, so schön!“

„Es ist mein fester Wille; ich sehne mich fort aus dieser Welt des Hasses und der Feindschaft.“

„Weil Sie die Liebe verschmähen, die ich — —“

„Lassen Sie mich; ich habe es Ihnen oft genug gesagt, daß ich Sie verachte, daß ich niemals das Weib eines Trunkenbolds werden kann.“

„Wenn ich es bin, Dina, so ist es um Sie. Der Mensch muß etwas haben, an das er sich halten kann, und da Sie mich zurückstoßen, habe ich Trost gesucht bei der Flasche, aber das ist vorbei, wenn Sie mein sind, ich will wie andere ein guter, ehrlicher Mensch werden — —“

„Sie werden bleiben, was Sie immer gewesen, ein leidenschaftlicher, jähzorniger Mann, der sich nicht schent, seinen Nächsten mit dem Tode zu bedrohen —“

„Sprich mir nicht von ihm, von Rudolf,“ branste er auf, „ich habe den Duckmäuser niemals leiden können, und wenn ich heute etwas Anderes gehört hätte, es wäre sein letzter Tag gewesen! Dina, willst Du mich denn untergehen lassen; — wenn Du nicht mein wirst, bin ich verloren, — ich weiß es, — ich — —“

Das Mädchen war vor dem hohen Kreuzifix stehen geblieben, das sich am Ausgang des Wäldchens erhob. Sie deutete mit der Hand auf den blutenden Leib des Erlösers: „Blicke zu ihm empor. Er wird Dich retten. Ihm allein gehöre ich fortan.“

Melchior taumelte zurück. Der Anblick des gekreuzigten Heilands hatte ihm immer Entsetzen eingegeben.

„So ist es wahr,“ stöhnte er dumpf, „um den da, — um den toten Gott stößt Du mich ins Verderben!“

„Freble nicht, Gott läßt nicht mit sich spotten. Er ist lebendig und sieht jeden Deiner Schritte. Denke an meine Worte, wenn einst Deine Stunde gekommen!“

Und feierlich den Arm zum Himmel erhebend ging sie davon.

Schritte kamen den Pfad vom Städtchen herauf. Melchior wagte nicht, ihr weiter zu folgen. Mit einem Fluche warf er sich auf den moosigen Boden,

zog die gefüllte Flasche aus dem Rock, um sich zu betäuben, und versank in finsternes Brüten.

Fast ein Vierteljahr* war* vergangen. Dina's Entschluß stand unerschütterlich fest, ihr Vater hatte sich in ihren Willen finden müssen, obwohl er das fleißige, sorgsame Mädchen ungern verlor. Aber als frommer, gläubiger Mann war er überzeugt, daß der Himmel selbst die Seele seines Kindes erleuchtet habe. Die Ruhme im Kloster war benachrichtigt, und Ende Januar sollte Dina nach Abendberg abreisen, um der Welt für immer Lebewohl zu sagen.

Der letzte traurig-ernste Tag in dem kleinen Bahnhäuserhause war vorübergegangen. Das junge Mädchen

und sah, daß sich niemand in dem heiligen Raume befand. Erleichtert atmete sie auf und schlüpfte hinein. Es drängte sie, vor dem großen Abschied noch einmal ihr ganzes Herz auszuschütten, auf dem es wie die dunkle Last eines Geheimnisses lag.

Aber hinter ihr drein glitt es leise, dunkel wie der Schatten des Verhängnisses. Es war Melchior Glunz, der sich eben von seiner Wohnung zum Bahnhof begab.



„Lassen Sie mich; ich habe es Ihnen oft genug gesagt, daß ich Sie verachte.“

sah bleich und leidend aus, in ihren matten Augen schien das Leben erloschen.

Heute wollte sie Abschied nehmen von den Erinnerungen ihrer Jugend, von dem Paradiese der Kindheit. So ging sie noch einmal um die kleine Stadt herum — alle die wohlbekannten Wege. Unwiderstehlich zog es sie zur Kapelle der heiligen Barbara, die am äußersten Ende des Städtchens, unweit des Bahnhofs, sich unter dem Schatten einer mächtigen Linde an das zerfallene Gemäuer eines alten Thorturms lehnte. Wie oft hatte sie dort als Kind gebetet! Sie warf einen Blick durch die nur angelehnte Thür

Schon von ferne hatte er Dina gesehen, seit langen Wochen zum ersten Male wieder. Nach der letzten Begegnung hatte er sich noch mehr als sonst dem Trunke ergeben, er sank von Stufe zu Stufe. Bei seinen Vorgesetzten war sein Zustand nicht unbemerkt geblieben, man hatte ihm seine Entlassung angekündigt, da man von dem Trunkenbolde ein Unglück befürchtete. Heute sollte er zum letzten Male einen Zug nach Lindenstein führen. Er hatte sich noch nicht darum bekümmert, was später werden sollte; so lange er noch ein wenig Geld in seiner Tasche wußte, mußte es in den Wirtshäusern vertrunken werden. Unbemerkt an den Häusern entlang schleichend, war er dem Mädchen gefolgt, und wie sie die Schwelle der Kapelle überschritt, schob er sich lautlos hinter ihr drein und blieb unbeweglich in der Nähe der Thür hinter einem Pfeiler stehen, dessen breite Steinmasse ihn verdeckte. Ein

finsterner Drang, über den er sich selbst nicht klar war, hatte ihn ihr nach bis in den heiligen Raum getrieben, den er sonst mied und scheute.

Ahnungslos überließ sich Dina ihrem Seelenschmerz. Anfangs nur wie im Traume vor sich hin gesprochen, wurden die Worte der Knieenden lauter und lauter. Thränen rollten über ihre bleichen Wangen, sie rang die Hände in weher Verzweiflung. Der Gedanke an Rudolf, den sie seit lange kaum mehr gesehen, da er jeder Begegnung mit ihr auswich, lastete schwer auf ihrer Seele.

„Heilige Jungfrau,“ flehte sie, „gieb mir Kraft, es zu vollenden. Es ist ja nur um feinetwillen, den ich liebe, mit der ganzen Kraft meiner Seele, — ich kann nicht anders, — verzeih' mir die Sünde, wenn ich nur, weil ich dem Erdenglück entsagen muß, um ihn zu retten, den Himmel erwähle. Hilf mir weiter, wie du bisher geholfen, nimm ihn unter Deinen heiligen Schutz. Er war mir alles, er rettete meinen Bruder, ich stehe tief in seiner Schuld. Und um meinetwillen haßt ihn ein feiger Bösewicht und bedroht sein teures Leben. Er hat ihm den Tod geschworen, wenn ich Rudolfs Weib werde. Und Rudolf muß leben; nimm für das seine mein Glück und Leben zum Opfer!“

Ein Geräusch hinter ihr schreckte sie auf, es klang wie ein halbunterdrückter Fluch, der den Frieden der heiligen Stätte entweichte. Schwere, taumelnde Schritte, die sich rasch nach außen entfernten, wurden hörbar, und als sie sich umwandte, fiel die Thür dröhnend ins Schloß. Dina sah niemand mehr, aber sie erschrak in dem Bewußtsein, allzu laut gebetet zu haben. Aber was konnte es sie noch kümmern, lag doch in wenig Stunden die Welt überwunden hinter ihr. Wie eine wilde Sehnsucht nach Frieden ergriff es sie; sie konnte kaum den Mittag erwarten, da sie Waldenberg verlassen sollte.

Ehe sie den Zug nach Lindenstein bestieg, von wo die Post sie nach Abendberg bringen sollte, warf sie aus dem Wartezimmer einen angstvollen Blick auf den bereitstehenden Zug. Sie erkannte die Maschine; es war der „Blitz“, die Lokomotive, die Rudolf seit zwei Jahren führte. Die Glocke läutete zum letzten Mal, von der weinenden Lisette begleitet, mußte Dina auf den Bahnsteig hinaustreten. Der Schaffner wies sie in den nächsten Wagen hinter der Lokomotive. Sie sah Rudolf auf der Plattform stehen, aber er wandte sich nicht um und warf keinen Blick auf die Reisenden. Und er wußte doch, daß sie heute die Reise nach Abendberg antrat. Es war klar, er zürnte ihr, er wollte keinen Abschied von ihr nehmen. O wenn er alles gewußt hätte! Sie

vermochte ihre Thränen nicht länger zurückzuhalten; schluchzend bestieg sie den Wagen. In der nächsten Minute schon gelte die Pfeife, zischend strömte der Dampf aus, die Räder setzten sich knirschend in Bewegung, und schwer und dröhnend rollte der Zug aus dem Bahnhof.

Fast zur selben Zeit dampfte von Lindenstein eine einzelne Maschine ab. Es war die „Schlange“, die Melchior Glunz heute zum letzten Male führte; nur der Heizer, Erich Christ, befand sich mit ihm auf der Lokomotive.

Außer sich vor Zorn und Wut hatte Melchior am Morgen die Kapelle verlassen, wo ihm Dinas lautes Gebet so jäh und furchtbar die Augen geöffnet. Er sah sich belogen und betrogen. Sie liebte Rudolf dennoch, und um ihrer Liebe willen ging sie ins Kloster, ihn vor den Drohungen des Nebenbuhlers zu schützen! Die Seele voll finsterner Gedanken eilte er dem Bahnhof zu. Er wollte sich rächen an ihm, an ihr, an den Vorgesetzten und an allen! Wie ein düsterer Wahnsinn ergriff dieser Entschluß seine Seele.

Während in Lindenstein der sparsame und nüchterne Heizer auf der Maschine zurückgeblieben war, hatte Glunz sich in die Stadt begeben und war von einem Wirtshaus ins andere gegangen. Der genossene Alkohol steigerte seine Wut zur Raserei. So kam er nach einiger Zeit zum Bahnhof zurück. Sein Zug ging erst am Abend wieder nach Waldenberg, aber der dienstthuende Bahnvorstand beschied ihn zu sich und erteilte ihm den Auftrag, sogleich mit seiner Maschine nach Holzdorf zu fahren, um dem dort wartenden Güterzuge Vorkursdienst zu leisten. Zugleich ward ihm die Fahrordnung für die Fahrt schriftlich eingehändigt.

Melchior warf einen Blick darauf, und als der Beamte gegangen war, brach er in ein wildes Lachen aus. Ein gräßlicher Gedanke war durch sein Hirn geschossen, eine wahnsinnige Idee der Trunkenheit, die Wahrheit werden sollte. Er hielt die Rache in seiner Hand. In der Fahrordnung war die Kreuzung mit Zug 85 in Gillingen vorgesehen. Das war der Zug, den Rudolf Waiser führte. Und jenseits Gillingen, in der großen Krümmung am Finkenberg mußte er ihn treffen. Dort sollte die Stube der Rache schlagen. Sein eigenes Leben war verfehlt; es galt ihm nichts mehr. Wenn nur jener, den sie liebte, mit ihm zu Grunde ging!

In höhnischem Troke steckte er die erhaltene Weisung für die Fahrt am gewöhnlichen Orte auf der Maschine auf. Dann öffnete er die Ventile, und mit vollem Dampfe brauste die „Schlange“ aus der Station. Der Anblick des Heizers, der seiner

Schwester so ähnlich saß, stachelte Melchior's Wut nur noch mehr an. „Auch er wird dran glauben müssen,“ murmelte er vor sich hin, „der Rudolf hat ihm einmal das Leben gerettet, darum muß er sterben, sterben wie alle, die jener ahnungslos ins Verderben führt; ha, ha, ha, — das wird ein lustiges Ende!“

Beforgt und mißtrauisch hatte Erich den Maschinen schon den ganzen Tag beobachtet. Er schien finsterner als je und sprach fast kein Wort. Jetzt aber, da er ihn herauscht hatte zurückkehren sehen und seine seltsamen Selbstgespräche hörte, wuchs seine Besorgnis. Bald merkte er, daß die Maschine in vorschrittswidriger, rasender Eile dahinslog. „Wir fahren zu schnell,“ sagte er, die Schaufel mit Kohlen, die er eben in den Ofen ausleeren wollte, wieder in den Tender zurückwerfend, „der Dampf ist zu stark.“

„Um so besser, desto rascher kommen wir ans Ziel,“ war die finstere Antwort.

„Aber wir werden Gillingen lange vor dem Personenzug erreichen.“

„So fahren wir durch; ich habe nicht Lust, zu warten.“

Der Heizer glaubte, nicht recht verstanden zu haben. Das war ja Wahnsinn, was jener da sagte; durchfahren, ohne den Zug zu erwarten, — das bedeutete den Zusammenstoß!

Immer rasender wurde die Eile der dahindonnernden Maschine. Wie schwirrende Geschosse flogen rechts und links die Bäume und Telegraphenstangen vorüber. Vergeblich versuchte Erich sich in dem Knirschen und Stampfen der dröhnenden Räder verständlich zu machen. Melchior that von Zeit zu Zeit einen

tiefen Zug aus der Flasche, und seine zuckenden Lippen murmelten nur halbverständliche Worte. Plötzlich glaubte Erich den Namen seiner Schwester zu hören, und mit einem Schlage wurde ihm alles klar. Sie mußte ja mit dem herankommenden Zuge die Heimat verlassen haben, und Rudolf führte ihn. Der Bösewicht wollte sie beide vernichten, ein furchtbares Verbrechen sollte sich unter seinen Augen vollziehen und ihn selbst in den Tod reißen!

Mit starrem Entsetzen sah er die roten Gebäude eines Bahnhofsvorbaus vor sich aufstauschen. „Gillingen, — siehst Du denn nicht, — halt ein, — wir müssen hier warten!“ rief er, so laut er konnte.

Der Maschinist schien ihn zu verstehen, aber nur ein wildes, höhnisches Lachen zuckte um seinen Mund. Dann wandte er der Station den Rücken, so daß er die Signale, die der Stationsvorstand ihm gab, nicht sehen konnte. Erich warf verzweifelte Blicke umher. Es war kein Zweifel mehr, sie fuhren ins sichere Verderben!

Überall riefen und winkten die Wärter, schwenkten die Signalflaggen und suchten das tobende Dampfrohr zum Stehen zu bringen, das mit voller Geschwindigkeit in die

Station einfuhr. Haltesignale ertönten, Hörner bliesen mit schrillen, angstvollem Ton, aber der Maschinist achtete auf nichts. Das Ablußsignal ward geöffnet, die Einfahrtsweiche auf das Ausweichgleise gestellt. Alles umsonst. Mit unverminderter Geschwindigkeit raste die Maschine heran, schnitt splitternd die Ausfahrtsweiche auf und sprengte krachend den Verschuß derselben. Und jetzt waren sie draußen. In wenigen Augenblicken mußte



„Nimm für das meine mein Glück und Leben zum Opfer.“

der Personenzug von Waldenberg heranbrausen. Erich sah, daß sie verloren waren. Schon tauchte der waldbige Höhenrücken des Finkenberges auf — und dort nahte die enge, unübersichtliche Krümmung, in der der Zusammenstoß erfolgen mußte. Da faßte

lung — und zum Abschied von dieser lustigen Welt!“

Erich hielt sich nicht länger. Mit gewaltigem Schläge schmetterte er dem Glenden die Flasche aus der Hand. „Feigling, — Mordhülsmörder!“ schrie er, — „das Blut all der unglücklichen Menschen komme über Dich!“ Und er stürzte sich auf ihn, faßte ihn mit beiden Armen und suchte ihn von den Ben-tilen hinwegzureißen.

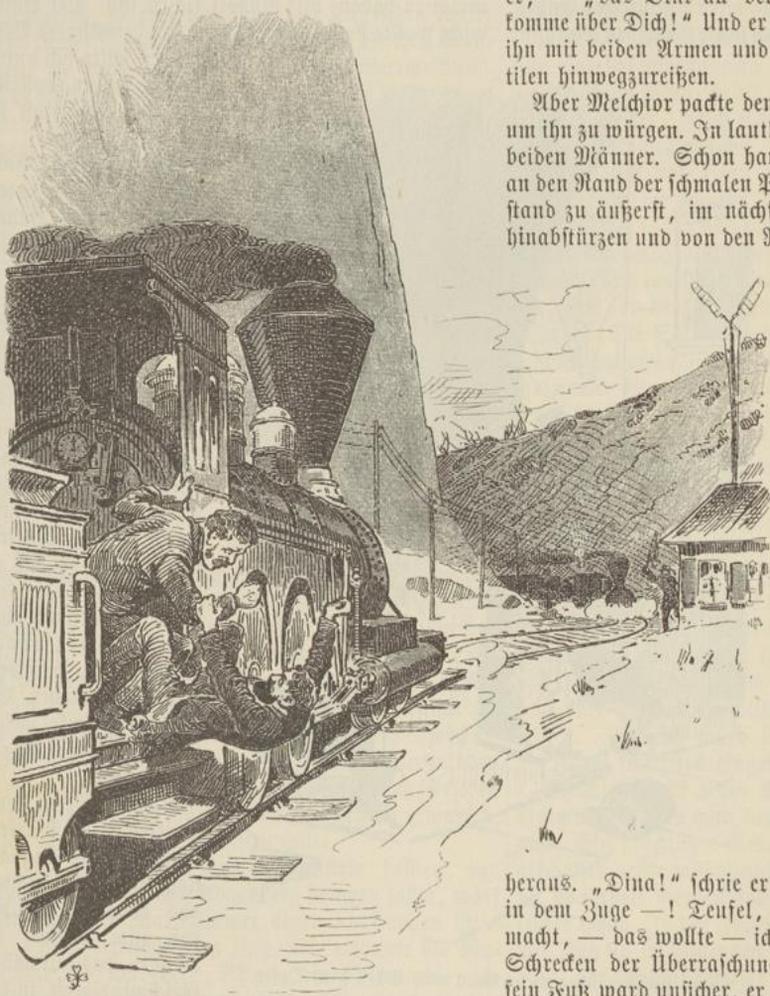
Aber Melchior packte den Angreifer an der Kehle, um ihn zu würgen. In lautlosem Grimme rangen die beiden Männer. Schon hatten sie einander bis hart an den Rand der schmalen Plattform gedrängt, Erich stand zu äußerst, im nächsten Augenblick mußte er hinabstürzen und von den Rädern zermalmt werden.

Da tönten entsetzliche, gelle Pfiffe an ihr Ohr und eine dunkle Masse tauchte vor ihnen in der Krümmung auf. Es waren die Notsignale des Personenzuges. Melchior sah den heranbrausenden Zug zuerst. —

„Ha, gelungen,“ — schrie er in wahnsinnigem Jubel, — „die Rache ist süß!“ Aber im selben Augenblicke erstarrte sein Blut zu Eis. Sein Blick war auf den ersten Wagen hinter der Maschine gefallen. Dort hatte sich ein Fenster geöffnet, ein angst- und schreckentstelltes Antlitz blickte

heraus. „Dina!“ schrie er auf, — „Du, — Du — in dem Zuge —! Teufel, — das hast Du gut gemacht, — das wollte — ich nicht, — das —“ Der Schrecken der Überraschung lähmte seine Glieder, sein Fuß ward unsicher, er strauchelte und glitt aus. Umsonst suchte er mit krampfhaften Bewegungen sich zu halten, den Heizer mit hinabzureißen. Mit einem wilden Fluche stürzte er von der Plattform hinab unter die knirschenden Räder.

Erich achtete nicht mehr auf ihn. Nur ein Gedanke befeelte ihn. Mit jähem Sprunge stand er an dem Hebel, der, wie er wußte, den Dampf abstellte. Rasch riß er ihn herum. Auch der Führer des Zuges hatte bereits Gegendampf gegeben, und das Zug-



Mit einem wilden Fluche stürzte er von der Plattform hinab unter die knirschenden Räder.

ihn die Verzweiflung; er wollte einen letzten Versuch machen, die bedrohten Menschenleben zu retten.

Melchior beobachtete mit höhnischem Lachen die Todesangst des Heizers. Jetzt reichte er ihm die Flasche: „Da nimm und trink, Bruder, zur Stär-

personal warf sich mit der Kraft der Verzweiflung auf die Bremsen. Die Bewegung verlangsamte sich. Aber jetzt erfolgte ein furchtbares Krachen und Prasseln, der Boden unter Erichs Füßen wankte, vor seinen Augen bäumte es sich auf — hoch und finster, in einer Wolke von Dampf und Qualm, und unter dem furchtbaren Donner des Zusammenstoßes schwand ihm für einen Augenblick die Sinne. Ein grauenvoller Weh- und Jammersehrei aus angstzerrissenen Menschenherzen erschütterte die Luft, dann folgte eine bange, unheimliche Stille. —

Nur die beiden schweren Maschinen hatten sich wie feindliche Ungeheuer ineinander verkeilt, die Wagen des Personenzuges waren wie durch ein Wunder unbeschädigt geblieben. In einem Abteil des ersten Wagens ward hastig eine Thür aufgerissen; eine schlanke, blasse Mädchengestalt in schwarzer Kleidung stürzte heraus. Sie wußte ihren Weg. Dort neben den Geleisen auf dem Schnee lag ein blutender Mann. Sie hatte ihn hoch emporgeschleudert hier niederfallen sehen. Es war Rudolf. Der Heizer seiner Maschine war im letzten Augenblicke abgesprungen und unverfehrt geblieben, der Maschinist aber hatte nicht von der Bremse weichen wollen und allein von allen eine Wunde davongetragen.

Weinend und jammernd warf sich Dina über ihn. Unter der Berührung ihrer weichen Hand, beim Klange ihrer Stimme kehrte dem Betäubten die Besinnung wieder. Seine Augen öffneten sich und starrten sie an, als wäuhnte er sich in einer andern Welt. „Dina, bist Du es wirklich! — Wo bin ich? — Ich —“

„Im Arme der Liebe, an der Brust Deiner Dina, die Dich allein von allen Menschen liebt, Dich immer liebte, und die es Dir nicht sagen wollte und durfte, und die jetzt zu schwach ist, ihr Wort zu halten, da sie Dich verwundet und blutend sieht. O Rudolf, mein Leben, mein alles, stirb mir nicht!“

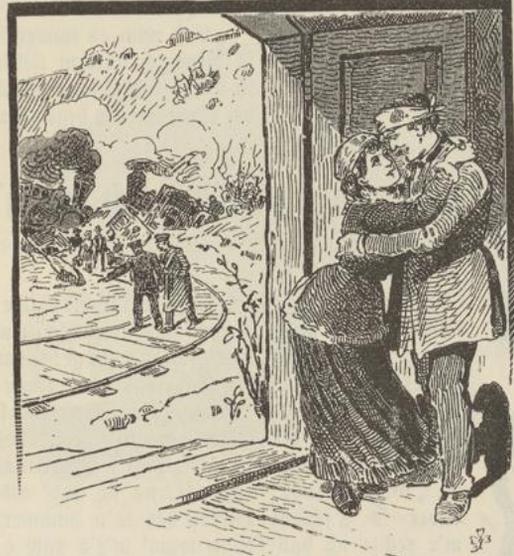
Ihre Worte klangen wie Musik an seine Ohren. Er fühlte den Schmerz der Beule, die er an der Stirn davon getragen, nicht mehr, die Schwäche wich von ihm, er sprang empor, wie in einem neuen Leben erwachend. „Nein, Dina, — ich träume wohl, — ich bin tot, — das ist der Himmel, und die Engel erzählen mir Märchen von Liebe und Glück, — das ist ja nicht möglich, Dina, — daß Du —“

Da beugte sie sich über ihn und presste, ungeachtet der Leute, die sich um sie sammelten, einen heißen Kuß auf seine Lippen. „Zweifelst Du noch?“

„Nein, nein, es ist Wahrheit, himmlische, selige Wahrheit!“ jauchzte er auf, „— und Du, — Du wolltest ins Kloster, — Du —“

„Komm,“ sagte sie, „laß Dich verbinden, das Tuch hier wird das Blut stillen, und dann will ich Dir erzählen, wie das alles gekommen, denn jetzt vermag ich nicht länger zu schweigen.“

Er stützte sich leicht auf ihren Arm, und sie führte ihn zu dem nahegelegenen, kleinen Bahnhäuserhäuse, dessen einziges Zimmer sie leer und verlassen fanden. Mit hastigen Worten erzählte sie ihm, was sie zu ihrem Entschlusse getrieben. Und noch hatte sie dem betroffenen Lauschenden nicht alles gesagt, als eilig ein Mann auf



Nach breitete Rudolf die Arme aus und zog das bebende Mädchen in heißer Liebe an seine Brust.

das Wärrterhaus zustürzte. Es war Erich. Auch er war unverfehrt geblieben. Aus seinem Munde erfuhren sie den Zusammenhang und die verbrecherische That des wahnsinnigen Frevlers.

„Jetzt begreife ich alles,“ sagte Dina, „er war es, der heute früh mein allzu lautes Gebet in der Kapelle belauschte; er erfuhr es, daß ich Dich liebte, — und Dir allein galt seine finstere Mordthat.“

„Und er, — was ist aus ihm geworden?“ fragte Rudolf schauernd.

„Eine blutige, leblose Masse“ antwortete Erich, „ich habe unter den Nädern nur noch seine traurigen Reste gesehen.“

„Gott hat gerichtet und geholfen,“ sagte Dina in tiefer Bewegung.

Rudolf vermochte sich noch immer nicht zu fassen, nicht an die glückliche Wendung zu glauben. O, womit habe ich so viel Güte und Gnade Gottes verdient?“ stammelte er.

„Womit?“ fiel Dina ein. „Mit dem, was Du einst selbst gethan. O glaube mir, Gott läßt nichts unvergolten, weder das Böse noch das Gute. Er hat es Dir nicht vergessen, daß Du meinem Bruder das Leben gerettet. Heute hast Du den Lohn empfangen, denn Erich ward Dein und unser aller Retter.“

„Der Retter meines Glücks, ja, ja, —“ sagte Rudolf, „Du hast recht; aber wenn wir Gott so viel Gutes verdanken, begehen wir nicht einen Frevel, ihm wieder zu entziehen, was ihm gehört?“

„Was meinst Du?“ fragte Dina.

„Die Braut, die sich dem Himmel weihen wollte,“ fiel Erich ein.

Ein freundiges, zuversichtliches Lächeln glitt über des Mädchens schönes Gesicht. „D fürchtet nichts; noch habe ich kein Gelübde gethan, der Himmel selbst, der alles zum Guten wendet, hat es verhindert. Auch an Deiner Seite, Rudolf, kann ich beten und arbeiten.“

Draußen wurden Schritte hörbar: der Bahnwärter kam zurück, und eine Anzahl Reisender des verunglückten Zuges näherte sich der Hütte.

Nach breitete Rudolf die Arme aus und zog das bebende Mädchen in heißer Liebe an seine Brust.

„Dina, mein Glück!“

„Laß mich es immer sein,“ flüsterte sie; „auch so diene ich unserm lieben Herrgott. Sein Wille ist es, die Menschen glücklich zu sehen, und jeder, der einen andern beglücken kann, ist selbst gesegnet!“

So was kann e Mann vun Ehr' sich nit g'falle losse!

Humoreske im Pfälzer-Dialekt von M. Barack. — Das Zeichen „ü“ wird als Nasallaut ausgesprochen.



o haw' ich mich doch schon lang nit mehr geärgert, wie geschdern Dwend in der

„Bloomondags-g'sellschaft“ uf der Rechelbahn drive im „Grine Haus.“ Awer 's g'schieht m'r recht: ich hab' alsefort g'sagt, mar sollt' nit uf die Weiser höre in Männerangelegeheete, dann dod'rvun dhäte

se nix verschbehn, un doch haw' ich diesmol e Ausnahm' gemacht vun der Regel un hab' gedhañ, was m'r mein' Alt' gerote hot. Derntweg' sag' ich noch emol: 's g'schieht m'r ganz recht, daß ich geschdern so genzt worre bin, awer 's bassirt m'r aach for ganz gewiß nit widder. For die Zukunft kann mein' Alte sage, was se will — ich hör' nit uf se. Dodrin werd m'r e jeder recht gewe, wann ich verzähl', was m'r geschdern do drive bassirt is!

Ich muß vor alle Dinge sage: ich hab'n Glatz — mach' gar keen' G'heemnis draus, mar sieh't'n jo. Awer was brauche mir dann die Leit derntwege de Zwername „Plato“ ufzuhänge? des seh' ich nit

ein, dann so dumme Name bleiwe Gem als, mar mag d'rgege sage un mache, was mar will. So is's mir wenigshdens gange: kaum hot emol Gener drive uf der Rechelbahn den faule Wit gemacht un mich eso g'heeße, so hot keen' Mensch mich mehr „Herr Behmer“ geneunt, neen' alles hot nor „Herr Plato“ zu m'r g'sagt. Im Anfang hot's mich kriminalisch verzernt, un ich hab' als g'sagt: „Hört emol, ihr Herre, des is'n dummer, ganz unbassender Wit, dann wam' m'r's aach e Bissel do howe fehlt an Hoor, so bin ich dod'rdrum doch noch lang keen' Plato — neen' for ganz gewiß nit, un derntweg' mücht' ich m'r's doch verbidd hawe!“ Awer's hot mich nix gebadd — Alles hot nor gelacht, un ich bin halt „der Herr Plato“ gewest un gebliwe, wie arg ich mich aach d'rgege gewehrt hab'. Noñ, mit der Zeit haw' ich mich drañ gewöhnt, un ich hab' gedenkt: „Loß' se babble in Gottsname — mir sind jo unner uns.“ Do kummt m'r geschdern vor acht Däg Gener, wo als Gsacht in unser Bloomondags-rechelg'sellschaft eing'fihrt gewest is, un sächt aach „Herr Plato“ zu m'r. Des is m'r jek doch zu bunt gewest.

„Poß' Millione Dunnerwetter,“ haw' ich zu'm g'sagt, „was fällt dann Ihne ein, mich mit dem dumme Name zu nenne?! Bun meine Freind lob' ich m'r's als g'falle, wann se mich so heeße — awer Ihne kenn' ich jo gar nit un — des Gewitter soll drein neinfahre — vun Ihne dhü' ich m'r's verbidd im

höchste Grad: for Ihne bin ich keeñ Herr Plato — verschdehne Se mich?!"

Do gukt der mich mit große Plage an un sächt: „Ja, heeße Sie dann nit eso?“

„Neen!“ sag' ich, „ich heeß Behmer — Brifatje Behmer!“

„Ja, dann is m'r's leed,“ sächt er jetz, „ich hab' Ihne halt alsefort mit 'm Name „Plato“ anredde höre un hab' gemeent, Sie heeße so — Sie entschuld'ge: des is e Mißverschdändnis gewest, Herr Behmer!“

Jetz fange d'r die anrede halt an zu lache, daß se sich die Bäuch' hawe hewe misse, un ich — was haw' ich annerst mache wolle — ich lach' halt aach mit. Im schdille awer hot mich's doch gewornt,

un wie die Kerl ewe gar nit mehr ushöre mit Boffemache un Schdichle, haw' ich mein Rock aangezoge un bin, ohne was zu sage, heemgange zu meiner Fraa. Die awer hot e ganz verwunnerts G'sicht gemacht, dann des is'r noch nit oft vorkomme, daß ich emol vor Gens odder Zwec nachts vun der Kechelbahn heemkumm.

„Was?!" freischt se. „Du kunnstschit schon? Is D'r's dann nit gut?“

„Doch“ — sag' ich — „ganz gut — awer geärgert haw' ich mich!“

„So?“ sächt se. „Nun wege warum dann?“

Jetz verzähl' ich 'r die ganz' G'schicht: daß mich die Kerl uf der Kechelbahn wege mein Glas alsefort Plato heeße, un daß des heit' Nüloß zu 'me Mißverschdändnis gewe hätt', indem sogar 'n Fremder vun Schbeier aach „Herr Plato“ zu m'r g'sagt hätt'.

„Plato?“ sächt se do. „Was soll dann des heeße?“

„Neen,“ sag' ich, „Du werstschit doch wisse, wer der Plato gewest is?“

„Neen!“ sächt se. „Nun dem weeß ich nix!“

„Ja, do siecht mar's halt widder, wie owerflächlich Du gebild' bist,“ haw' ich jetz g'sagt: „Nit emol, was in der Bibel schdeht, weeßt De! der Plato — des is Gener gewest — weeßt, so 'n alter

Prophet in der Wätschte mit so me arg große Glas, daß 'n die böse Buwe verschbott' hawe un — un — daß d'rhernoochder die Bäre kumme sin un hawen' u g'fresse — —“

„Wege seim Glas?“

„Ja!“ sag' ich e Bissel verlege, dann — ich will's nor g'schdehñ — in der G'schwindigkeit haw' ich grad selwer nit mehr recht gewißt, wer der Plato eegentlich gewest is. Awer mein Kathel hot's zum gute Glick nit gemerkt un sächt: „So, sooo?! — Un dessentwege, weil Du aach e bissel 'n Glas hoscht, heeße se dich jetz als uf der Kechelbahn „Plato“?“

„Ja, dessentwege!“

„Des is doch 'n Nüsin,“ sächt se jetz: „so groß is Deiner doch gar nit!“

„Neen,“ sag' ich, „so groß wie 'm Plato seiner is er nit!“

„Ei, do dhät' ich's awer aach nit leide, daß mar mich so heeßt: ich dhät' m'r's in allem Ernstschit verbidde!“

„Ja, so g'scheit wie Du bin ich aach,“ haw' ich do g'sagt: „verbidde' haw' ich m'r's schon oft, awer 's badd mich nix!“

„So?“ sächt se, „des badd Dich nix? Noñ, do will ich D'r was verrote, was Dich was badd: kaaf D'r e Barrik *), d'rhernoochder hoscht Du keeñ Glas mehr, un derntwege kam' mar **)

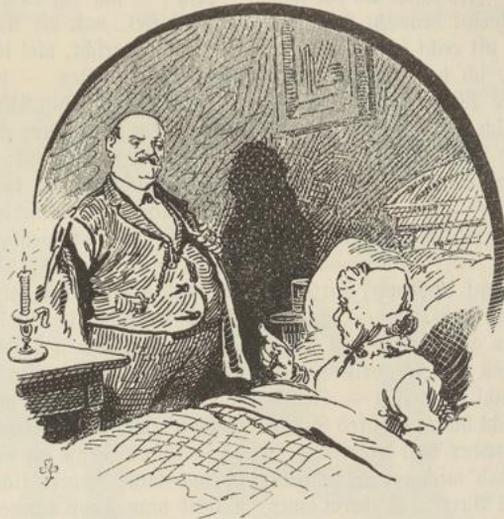
Dich aach nit mehr Plato heeße!“

Des hot m'r einseleicht. „Kathel,“ sag' ich, „ich glaab, Du hoscht recht — des dhu' ich: wann ich Door uf 'm Kopp hab', seh' ich doch dem Plato gar nit mehr ähnlich, un's wär 'n Nüsin, mich so zu heeße — glei morge kaaf' ich e Barrik!“

So haw' ich g'sagt in der erschte Freed — ohne zu bedente, daß des, was die Weiwer Gem rote, allemol nix is: ich hab's erfahre, leeder Gottes, daß 's nix gewest is als e dumm's Gebabbel — zu meim eegne Schade haw' ich's erfahre!

Noñ, des Ding is gut. Am annere Morge, glei nooch'm Frihschdich, geh' ich, fort un nix wie zum

*) Perüde. **) kann man.



„Non, do will ich D'r was verrote, was Dich was badd: kaaf D'r e Barrik.“

Friseur Schmidt. „Herr Schmidt,“ sag' ich, wie ich in sein Lade kumm', „seine Se doch so gut un mache Se m'r e Barrik — awer ich muß se uf de nächschde Mondag schun hawe!“

„Uf de Mondag?“ sächt der. „'s is e bissel korz angerennt, awer — wann Se se halt bardu *) hawe misse — —“

„Ja,“ sag' ich, „am Mondag muß ich se bardu hawe!“

„Noñ, dann soll se ewe aach fertig sein: am Mondagvormiddag könne Se se hofe!“

„Gut!“ sag' ich un geh' halt voller Bläfir heem un verzähl's meiner Kathel. Do hot die aach e groß Bläfir g'hatt un hot g'sagt: „Guckst Du, siehst Du“ **) — hot se g'sagt — „jes bishcht De for ganz gewiß geschdern zum leischtemol bene ihr Plato gewest: geb' nor acht, ob ich nit recht hab!“

So hot se g'sagt un — ich hab's fascht nit erwaarte könne, bis daß die Woch' rum gewest is. Wie awer endlich un endlich der Mondag kummt, geh' ich halt schun in aller Frih' hiñ zum Schmidt un sag': „Gute Morge, Herr Schmidt, wie schdeht's mit meiner Barrik?“

„Do is se!“ sächt er un hebt m'r se hiñ. „Se könne se glei uffese!“

Dob'rmit setz er m'r se uf de Kopp, sifrt mich vor de Schbichel, un — ich muß sage — ich hab' mich fascht selwer nit mehr gekennt, so gut hot se m'r g'schdanne, un so schön bin ich drin gewest. Voller Freed' un Bläfir zahl ich se glei — Jesses, ich sag's gar nit, was se kofcht hot, e wahres Sündegeld — un geh' d'rheer noochder halt heem mit 'n Gut in der Hand, dann ich hab' mich gar nit gedraut, den ufzuse uf die schön nei Barrik. D'rheem awer, wie ich se meiner Kathel broduzirt g'hatt hab', haw' ich se runnergebhäñ — dann 's is m'r e bissel arg heß drin gewest — un erscht omends, wie's Zeit is for uf die Kechelbahn zu gehñ, sev' ich se widder uf un geh' halt niwer ins „Grine Haus.“

Jesses, wär' ich d'rheem gebliwe — 's wär' meiner Seel' viel g'scheiter gewest! Ihr könnt Sich gar nit denke, was die Kerl 'n Schbeddakel aing'fange hawe, wie ich d'r mit meiner Barrik aürid' — des war nimmer schön! Zwer eenmol awer freischt Gener: „Der Plato is jes Perikles worre — ich schlag' vor, daß mir 'n vun jes ab eso heße!“

„Bravo! — Famos! — Ausgezeehent!“ freischt do alles. „So heßt er vun heit an: Perikles, Perikles heßt er!“

*) Befehrerung des französischen partout, durchaus.

**) siehst Du.

„Heiland, Mailand — haw' ich do 'n Zorn kriecht! „Ich will Sich was sage,“ haw' ich g'sagt, „die Woffe will ich m'r jes doch in allem Ernst verbidd' hawe: ich hab m'r die Barrik gekaast, for daß Ihr mich nit mehr sollt „Plato“ heße könne, nit awer daß Ihr m'r jes so 'n anre dumme Zwername uffente sollet. Ich verbidd' m'r's, verschdanne: ich bin keen Perikles!“

Jes fangt halt widder alles an grad nauszulache, wie wenn ich was Dumm's g'sagt hätt'; mein Freund Wendel awer — dem ich so was am allerwenigschde zugebraut hätt' — sächt: „Keen, Behmer, e Perikles bishcht Du freilich nit, Du hoscht ganz recht! Du sollsch aach widder annerscht genennt werre — ich verschbrech' D'r's!“

„Ja“ — sag' ich do ganz treisherzig — „helf Du m'r e bissel, daß die Kerl emol ihr dumm's Genz sein losse: weescht, viel liewer wollt' ich noch Plato heße als Perikles — des is jo gar zu dumm!“

„Noñ, sei nor ruhig,“ sächt er, „ich sorg' D'r'rfor! Schieb' Du jesund nor emol, Du bishcht drañ — ewe setz der Vu for Dich uf: daß' awer uf, daß De keen Puddel machsch“) — ins volle, wie schun so oft!“

So sächt er un kloppt m'r d'rbei ganz freundschaftlich — so haw' ich wenigschdens gemeent — mit der Hand uf die Barrik. Ich awer hab' weiters gar net acht g'hatt druf un nor geguckt, bis daß der Vu endlich fertig is mit Uffese, dann „dir werr' ich schun zeige, wer 'n Puddel schmeißt,“ haw' ich gedentt: „alle neine misse 's sein for desmol!“

So dent' ich, schdell mich in Possidur, ziel un — schmeiß' richtig 'n Puddel. Dob'rfor haw' ich awer nit gekönt, denn im nämliche Aageblick, wie ich schiewe will, schbier' ich uf eenmol, daß m'r die Barrik vum Kopp runnerriecht, un wie ich voller Schrecke d'rnooch greif, fahrt m'r nadielich die Kugel aus der Hand un wedders Bord, un — ich hab' indesse mein Glas in der Hand, dann mein Barrik hängt hoch owe an der Gaslamp: der Lumb, der Wendel, hot m'r nämlich, ohne daß ich's gemerkt hab', e krummgebogene Schbell **) an ere Kordel, die an der Lamp' angebunne gewest is, in mein Barrik einig'häkelt, un wie ich zum Wurf aüschbring', bleibt nadielich mein Barrik an dem Hofe hänge un — ich schdech' halt widder plutt do, wie friher aach.

Jesses is d'r des e G'schicht gewest! Die Kerl hawe gelacht, daß se fascht verknallt sin. Der Wendel awer, der Lumb, der misserawel, freischt: „Jes is der Perikles widder Plato — der Plato soll lewe — sifst hoch!“

*) Allamein übliche Redensart zur Bezeichnung eines Fehlwurfes an die Wand.

**) Stednadel.

„Hoch — hoch — hoch!“ kreischt do alles, un ich schdeh' do un weech m'r fäschit nit zu helse vor Zorn. Jezund awer uf eemol fangt Gener — ich glaab' 's is der dich Boek gewest — aü zu singe mit seiner Schbeckschdimm:

„Zu was braucht der Plato dann nor e Barrif?
 For daß se kann bamble *) do howe am Schdrif!
 Fiderallera, Fiderallera, Fiderallerallerallera!“

Widder lache do alle un kreische; „Fiderallerallerallera,“ daß ich ene hätt' ins G'sicht schbringe möge. Der Boek awer fangt glei nochemol aü:

„Der Plato, der Plato, der braucht keen Barrif,
 Des Schdroh in sein Kopp sieht mar doch nit zum Blick!

Fiderallera, Fiderallera, Fiderallerallerallera!“

Des is m'r jek doch zu rund gewest — awer sage d'r-gege haw' ich nir könne, dann ich bin gar nit zum Wort kumme vor lauter Schbeddakel, den die Kerl dodruschii gemacht hawe. Derntweg' haw' ich se nor mit meiner schdille Verzachdung g'schdroft, hab' mein Hut uf-g'fekt un bin — wie vor acht Däg aach

— ohne Adje zu sage naus, fort un heemgange. D'rheem awer, bei meiner Fraa, haw' ich endlich emol mein Kropf leergemacht. Herrgott Millionedunnerwetter haw' ich mein Kathel verschannt! **) „Dich soll's Gewitter verschlage,“ haw' ich zu 'r g'sagt, „Du hoscht m'r 'n schöne Not gewe mit Deiner verflamme Barrif! Bos Biereblik, wann nor die Weibslait sich nit in Mannslaitsache neimische un g'scheiter sein wollte als unfereens! B'halt Du

kunstig Dein Weisheet for Dich — ich will nir d'rwin; derntweg' halt Du als Dein Maul, junscht — des sag' ich D'r — kennscht Du mich leß, un ich werr' so falsch, *) daß Du Dich wunnere sollscht — Du Gans, Du alti!“

So haw' ich zu 'r g'sagt un bin fortgange in die „Arch Noah,“ dann ich hab' gedenkt: „Im Zorn geh' ich nit ins Bett, dann do könnt Gen der allerschönscht' Nerveschlag treffe.“ Derntweg' haw' ich m'r e Schöbbele Deidesheemer un e Gansvertel

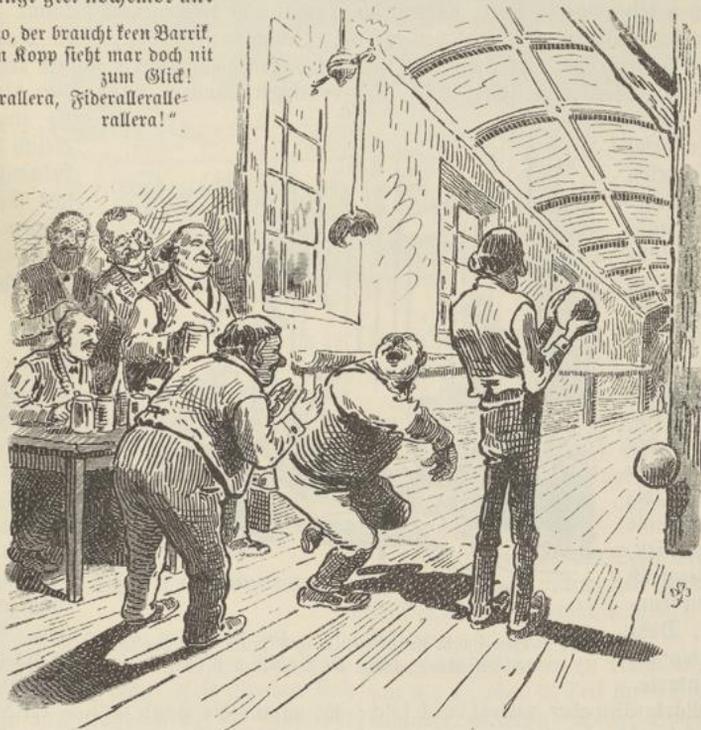
mit Koppfalat gewe losse: des hot m'r bräch-tig g'schmeckt, awer erscht wie ich noch zwee Schöbbele haw' owedruf g'fekt g'hatt, is m'r nach un noch widder Ruh' in's Gemiet kumme.

Seelervergniecht bin ich ame Ihrer Gens rumheem un ins Bett gange un haw' g'schlofe wie 'n Sack.

Seitemorge awer in aller Frih' haw' ich mich schun widder gear-gert, dann grad wie ich beim Kaffee sit', schellt's,

un e Dienstmann bringt m'r e Packtel, un wie ich's ufmach', is mein Barrif drin un uf eme Zeddel schdeht: „Die Bloomondagschdelg'sellschaft schickt ihrem liewe Freund Plato anmit die vergesse Barrif un hofft, daß er am nächschde Montag widder als Perikles kummt.“

„Ja,“ dent' ich do un schmeiß' im helle Zorn die Sabberments Barrif in e Eck, „Gich kummt' ich noch-emol un mach' de Perikles, Ihr Salztöpp', Ihr misserawle!“



„Wie ich zum Wurf anischbring', bleibt naderlich mein Barrif an dem Hofe hänge.“

*) pampeln = wackeln.
 **) gezant.

*) falsch werden = böse werden.

Neen, was ze arg is, is ze arg: Plato zu sein, dez
haw' ich m'r noch g'falle losse, awer Perikles — neen,
des is inwerdrime, dob'rzu gew' ich mich nit her!

Meiner Lebtag geh' ich nit mehr uf die Kechel-
bahn zu bene Kerl. Ich hab' de richdige Empfang

vun meiner Barrik quittiert un glei unnedrañ mein
Austritt aus der Bloomondagskechelg'fellschaft an-
gezeigt, dann — so was kann sich doch e Mann vun
Ehr' nit g'falle losse!

Gellet, ich hab' recht g'hatt?

Bestrafte Annahung.

Daß die Franzosen zu allen Zeiten eitel und
eingebildet waren und sich in jeder Beziehung
für die hervorragendsten und bedeutendsten Menschen
hielten, mit welchen kein anderes Volk, namentlich
aber nicht „die dummen Deutschen“ verglichen wer-
den könnten: dies beweist eine Geschichte, die vor
etwas über hundert Jahren, im Jahr 1785, am
Hofe des Herrn Mark-
grafen Karl Friedrich
von Baden — gesegneten
Angedenkens — vorge-
kommen ist. Damals
nämlich besuchte ein jun-
ger französischer Herzog
den Karlsruher Hof und
behauptete, als er bei
Tische neben der ebenso
geistreichen als hochge-
bildeten Markgräfin Kar-
oline Luise saß, mit der
seiner Nation anhaften-
den Dreistigkeit, die
Deutschen hätten keine
Männer aufzuweisen,
welche einen Vergleich
mit den berühmten fran-
zösischen Weisen, Dich-
tern und Gelehrten der
letzten Jahrhunderte

aushielten. Die Markgräfin aber, verlegt durch solche
Annahung, beschloß, ihm eine Lehre zu geben, auf
daß er die ihm offenbar unbekanntem großen Männer
deutscher Nation kennen und achten lerne.

„Geben Sie mir,“ sagte sie, indem sie ihm ein
Blatt Papier und einen Bleistift überreichte, „die
Namen von sechs berühmten Franzosen an, die Sie
für unvergleichlich halten!“

Der Herzog kam selbstbewußt lächelnd dieser
Aufforderung nach und schrieb die Namen: „Des-
cartes, Fontenelle, Molière, Buffon, Montesquien
und Gresset“ nieder. Da ergriff die Markgräfin
den Bleistift und setzte, ohne sich lange zu besinnen,
die Namen: „Leibniz, Haller, Lessing, Gmelin,
Grotius und Gleim“ unter die Namen der Franzosen

und reichte das Blatt dem Herzog zurück. Dieser ge-
riet einigermaßen in Verlegenheit, denn er mußte
gestehen, er hatte „die berühmten Deutschen“ nicht
einmal dem Namen nach gefannt.

„Wohlan,“ sprach jetzt die Markgräfin, „so will
ich Ihnen nochmals die Namen von sechs berühmten
deutschen Männern aufschreiben, die Ihnen“ — fügte
sie etwas boshaft lä-
chelnd bei — „vielleicht
bekannt sind: bitte, ge-
ben Sie mir dann die
Namen von sechs Fran-
zosen an, die mit ihnen
verglichen werden kön-
nen!“

Mit diesen Worten
wandte sie das Blatt um
und schrieb: „Koperni-
kus, Friedrich II, Les-
sing, Hase, Winkelmann
und Klopstock.“

Der Herzog las die
Namen, nahm den Blei-
stift und — kaute, sich
hin und her besinnend,
lange an demselben her-
um. Endlich aber gab
er der geistreichen Dame
das Blatt zurück, küßte

ihre galant die Hand und — erklärte, daß er keine
französischen Namen darunter zu setzen wisse.

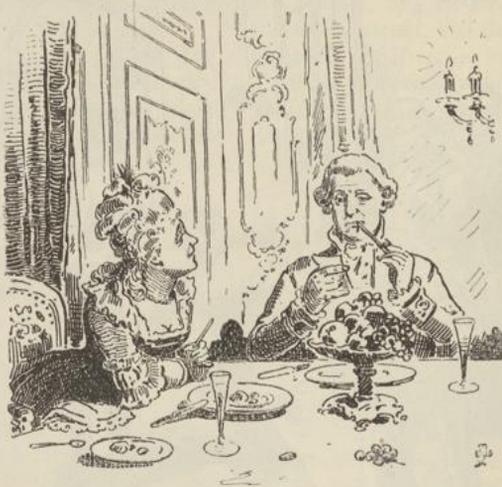
„Niem“ — sagt der Wanderer dazu — „wir
könnten in neuerer Zeit den Herren Franzosen noch
manchen Namen zur Vergleichung aufschreiben, für
die sie wohl die Antwort schuldig blieben: „Kaiser
Wilhelm I, Fürst Bismarck und Feldmarschall Graf
Moltke“ wären nicht die letzten darunter.

B.

Aus der Schule.

Lehrer: „Kannst Du mir saagen, Johanneele, woher
es kommt, daß die Menschen im Alter grau werden?“

Johanneele: „Des kommt von de Hoor, Herr
Schulmoischter!“



Der Herzog nahm den Bleistift und kaute, sich hin und
her besinnend, lange an demselben herum.

Frau Schiffwirtin, holt einmal den Kalender her! Ich bin der Gesellschaft vom letzten Jahr her noch schuldig, die Kalenderfabrikation fertig zu stellen." So sagte der Wanderer, blätterte alsbald in seinem Kalender herum und fuhr fort: "Da stehen bei jedem Monat mancherlei Zeichen, Not- und Schwarzgedrucktes, Haken und Minglein."



"Die reinste Hirnoliven-Schrift!" bemerkte der Herr Rat dazu.

"Was?" fragte der Lehrer und schaute den Schneidermeister von Seeberg fragend an.

"Ja, ja," wiederholte jener, "gerade so unverständlich wie die ägyptischen Hirnoliven."

"Aha — Ihr meint die Hieroglyphen?"

"Oder so," sagte der Rat, "auf ein paar Buchstaben kommt's nicht an."

"Ha, ha! der Gscheitermeister und Gemeinrat!" lachte der Schiffwirt.

"Was?" rief der Herr Rat und fuhr auf.

"Still jetzt, meine Herren!" rief der Wanderer.

"Der Herr Rat hat ganz recht: diese Zeichen sind für viele Leute so unverständlich wie die ägyptische Bilderschrift. Aber wir wollen ihnen jetzt zu Leibe rücken. — Alle diese Zeichen bedeuten den Lauf und Standort der Sonne, der Planeten und des Mondes. Der Kalender-Astronom bezeichnet es mit dem Wort „Aspekten“, d. h. Aussehen oder Anblick des Planetenhimmels. — Die Planeten, eine Gesellschaft reisender Damen und Herren, besuchen sich zu gewissen Zeiten des Jahres und haben dann ihre Kaffeeverstärkung. Das bezeichnet man mit dem Zeichen \odot . Wenn z. B. der Merkur und die Venus sich einen Besuch abtatten, macht der Kalender die Zeichen $\odot \odot \odot$."

"Da heißt's aufgepaßt," meinte der Grenzaufseher, "wenn die zwei zusammenkommen!"

"Es ist nicht so gar gefährlich," sagte der Wanderer, "sie sind immerhin noch 6 Millionen Meilen voneinander entfernt."

"Puh!" blies der Unterlehrer.

"Das ist eine weite Bekanntschaft."

"Sie kommen aber auch wieder auseinander,"

fuhr der Wanderer fort. "Das bezeichnet man mit dem Zeichen \odot = Gegenschein

oder Opposition;

dann heißt's $\odot \odot \odot$, also daß die Sonne jetzt

zwischen beide getreten ist."

"So geht's," meinte die alte Polizei, "alles hat ein Ende, auch die Freundschaft am Himmel." Er schüttelte sein graues Haupt.

"So, so," sagte der dicke Peter, "also da droben leben sie auch in Streit, und gar noch ein Herr und eine Dame?"

"Nun," meinte der Schiffwirt, "'s wird eben auch sein wie da unten, gelt Frau?"

Der Wanderer erzählte weiter. "Auch im Drehtenschein \triangle , Viertenschein \square , Sechstenschein \star stehen die Planeten zu einander, d. h. sie sind um den 3., 4., oder 6. Teil ihres Himmelsbogens voneinander entfernt. Dieser Bogen am Himmel ist die Landstraße für die Planeten, und damit sie Stationen machen können, haben die alten ägyptischen Astronomen den ganzen Himmelsgürtel, in dem sie ringsum wandern, in zwölf Bilder eingeteilt."

"Die seht Ihr hier im Kalender in jedem Monat verzeichnet: „Widder“ ♈ , ein Schafskopf wie jeder andere; „Stier“ ♉ , einer aus dem spanischen Stiergeficht; „Zwillinge“ ♊ , ein nettes Paar, die einander an der Hand führen, wie brave Kinder thun; „Krebs“ ♋ , ein schwarzer, der aber rot gefotten werden kann; „Löwe“ ♌ , der mit seinem Schwanz ein Rad schlägt; „Jungfrau“ ♍ , mit dem Blumenstrauß in der Hand —"

„Wanderer,“ unterbrach die Schiffwirtin, „da sind unsere Erden-Jungfrauen aber netter!“

„Zum Exempel,“ murmelte der Unterlehrer, „des Schiffwirts Tochterlein im neuen Pelzmantel.“

„Folgt die „Wage“ , fuhr der Wanderer fort. „Krämer-, Apotheker- oder Hexenwage — es ist nicht genau ersichtlich.“

„Wenn der Herr Rat und der dick' Peter drauf sitzen, bricht sie,“ sagte der lang' Joseph.

„Um,“ meinte der Gemeinderat von Seeberg, „der Verstand wiegt auch.“

„Ha, ha,“ lachte der Kirchesimme, „verkauft ihn aufs Gewicht; er wird wenig gelten.“

„Ei, ei,“ schalt der Wanderer. „Ihr unterbrecht mich zu viel. Jetzt folgt das achte Bild, der „Skorpion“ , ein umgekehrter Krebs mit einem Pfeil-

noch besser ging, sagten sie den Leuten, Großen und Kleinen, die Zukunft aus den Sternen. Es hat aber nicht immer gestimmt.“

„Wanderer,“ sagte der Kirchesimme, „ich bin im Saturno geboren, und was heißt's von ihm?“

Der Wanderer zog ein altes Büchlein heraus und las: „Die Leute, welche unter ihm geboren, sind mager am Leib, krumm und bucklig, haben kleine Augen, dünnen Bart, sind erschrocken, abergläubisch, geizig, arbeitfam, arm, verachtet und haben heimliche Feinde.“

„So,“ nickte die Polizei, „der Wanderer hat Euch's Planeten gestellt!“

„Was ich hier habe, ist ein sog. 100 jähriger Kalender.“

„Ei, ei,“ riefen alle, „zeigt ihn her!“

„So?“ sagte der Lehrer. „Meint Ihr, daß das etwas Besonderes sei? Der Wanderer hat allerdings den 100 jährigen auch unter der Rubrik Aspekten, aber —“

„Es ist doch ein Unsinn!“ ergänzte der Wanderer. „Glaubt Ihr denn, das Wetter richtet sich gerade nach 100 Jahren? Aber hunderte von Menschen gehen darauf und schauen darnach, um's Wetter zu machen.“

„Ja, warum laßt Ihr ihn denn in Euerm Kalender?“ meinte der Hasenfranz, der Dorfdragoner von anno 48. „Raus damit! Fortschritt! Vernunft!“

„Ist gleich gesagt,“ meinte der Wanderer. „Wenn Ihr Euer Geldbeutel aufmachen mühtet, um den Kalender schreiben und drucken zu lassen, so würdet Ihr anders denken — die Leute wollen für 20 Pfennig etwas Rechtes und alles, was in einen rechtschaffenen Kalender gehört, auch den 100jährigen.“

„Das Wetter nach dem Mond zu machen, ist auch Unsinn!“ fuhr der Hasenfranz



Landung Columbus' auf der Insel Guanahani am 12. Oktober 1492.

schwanz; der „Schütze“ , der dem Mond die Augen ausschließen will; „Steinbock“ , ein vorzündenflüchtiges Ungeheuer; der „Wassermann“ , ein Doktor in Wörishofen, und die „Fische“ , ein Felchen hin und ein Gangfisch her.“

„Fertig,“ meinte der Lehrer.

„Eine wunderliche Gesellschaft!“ murmelte der alte Polizei-Meier. Wenn der Krebs rückwärts geht, wickelt er die armen Zwillinge ins Bein, und der Schütze wird desgleichen vom Skorpion angepakt.“

„Und die arme Jungfrau in dieser Menagerie,“ seufzte die Schiffwirtin.

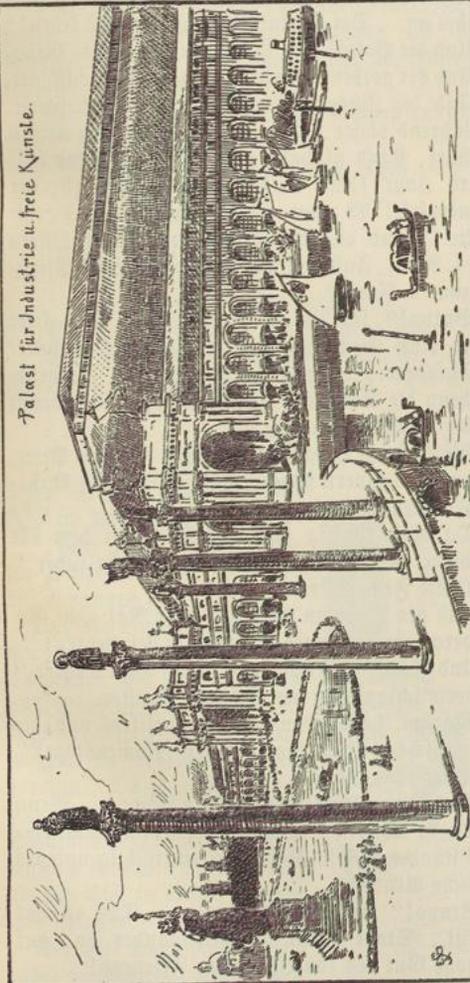
„Zum Glück thun sie einander nichts,“ sagte der Wanderer. „Der Mond wandert, wie Ihr im Kalender seht, jeden Monat durch alle diese 12 Bilder von einem Vollmond zum nächsten in 29 1/2 Tagen und kommt ganz heil durch. In früherer Zeit, als das Handwerk der Sterndeuter oder Astrologen

Columbische Weltausstellung in Chicago.

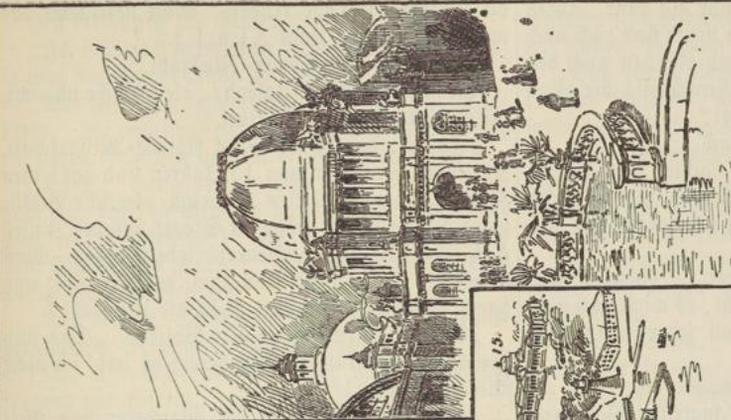
- 1. Matchershalle, 2. Verwaltungsbäude, 3. Gebäude für Verkehrswesen, 4. Landwirtschaftliche Ausstellung, 5. Elektrizitätsgebäude, 6. Palast für Industrie und freie Künste, 7. Hofdomm, 8. Gartenbauausstellung, 9. Kasino, 10. Regierungsgebäude, 11. Gebäude der Frauenausstellung, 12. Röhrichtgebäude, 13. Ausstellung des Staates Illinois, 14. Natürliche Ausstellung, 15. Palast der schönen Künste.

Veranstaltung für Industrie u. freie Kunst. 2. Jahrgang. 1904. Baden-Württemberg. Stuttgart. Verlagsanstalt des Badischen Landesbibliothekars.

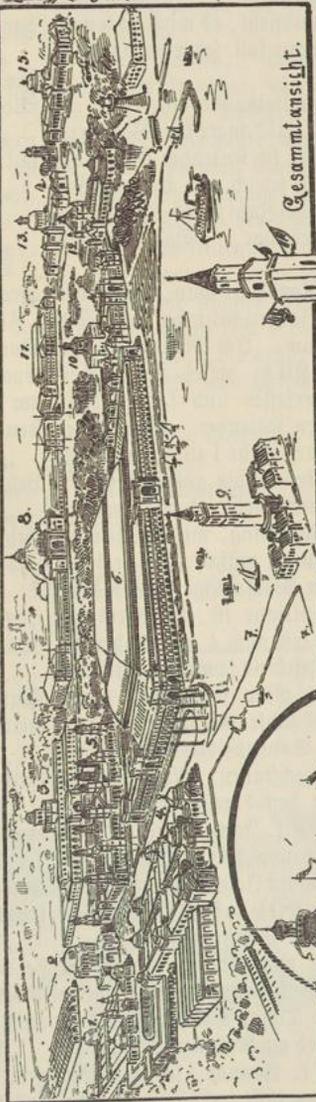
Palast für Industrie u. freie Kunst.



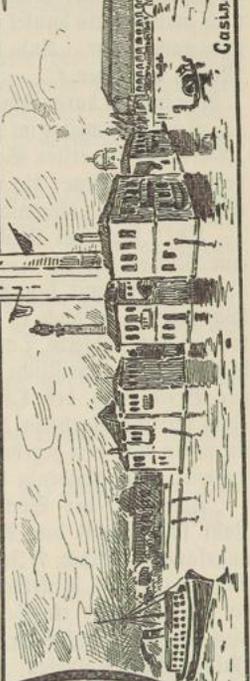
Verwaltungsgebäude.



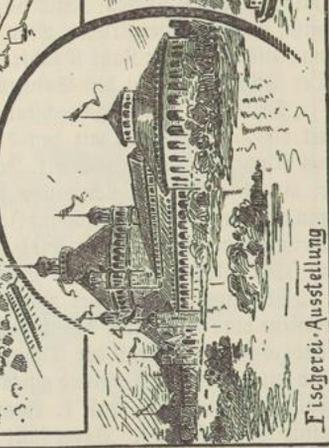
Gesamtsicht.



Casino.



Fischerei-Ausstellung.



Müllerbach, Stuttgart

erregt fort. „Das habt Ihr vor ein paar Jahren hier genau ausgeführt: und die Leute sind doch noch nicht vernünftiger geworden und glauben noch den alten Kram. O diese dumme Menschheit! die abergläubische, besessene Menschheit!“

Er nahm einen langen Schluck.

„Schwemmt's hinunter!“ lachte der Lehrer. „Wißt Ihr, was der Dichter Schiller sagt im Tell? „Sorgt nicht, die Nacht weicht langsam aus den Thälern.“

„Bravo!“ rief der Wanderer. „Wenn's auch noch mancherorts dunkel aussteht, es wird doch nach und nach heller. Und dazu soll jeder vernünftige Mensch beitragen.“

Alle stießen daraufhin miteinander an.

„Jetzt aber weiter im Text!“ sagte der Wanderer. „Born auf der ersten Seite im Kalender stehn noch verschiedene Dinge, die ich jedoch nur kurz streifen will. Erstens „die goldene Zahl“ des Jahres.“

„Ah!“ sagte der Kirchestimme. „Das ist gewiß eine Million.“

„Sie hat's mit dem Monde zu thun,“ sagte der Wanderer. „Je nach 19 Jahren fällt der Neumond wieder auf dasselbe Datum. Im Mittelalter bediente sich die christliche Kirche dieses Zeitraumes zur Berechnung des Osterfestes und schrieb diese Zahl mit Goldfarbe in den Kalender. Man findet sie, wenn man zum gegebenen Jahr 1 zählt und durch 19 teilt. Der bleibende Rest ist die goldene Zahl.“

„Zweitens: der Sonnentzirkel. Jedes gemeine Jahr schließt mit dem Wochentag, mit welchem es angefangen. Nach 7 Jahren müßte also derselbe Montagstag auf denselben Wochentag fallen; aber da alle 4 Jahre ein Schaltjahr ist, verzögert sich dies Eintreffen und findet erst nach 4 mal 7 oder 28 Jahren statt. Diesen Zeitkreis von 28 Jahren heißt man Sonnentzirkel. Man findet ihn, wenn man zum Jahr die Zahl 9 zählt und durch 28 teilt. Der Schlussrest giebt den Sonnentzirkel.“

„Drittens: Sonntagsbuchstaben. Man bezeichnet die 7 Wochentage mit den 7 ersten Buchstaben des Alphabets; jeweils den 1. Januar mit A, den 2. mit B u. s. f. Welcher von den 7 Buchstaben nun auf den ersten Sonntag im Jahr fällt, der heißt Sonntagsbuchstaben. Er wird auf alle Sonntage im Jahr fallen — ein echtes Sonntagskind!“

„Viertens: Monatszeiger oder Spalte. Darunter versteht man das Alter des Mondes am Neujahrstage oder die Anzahl der Tage, welche verfloßen sind seit dem letzten Neumond am Anfang des Jahres. Fällt der Neumond auf 1. Januar, so setzt man dafür einen Stern *. Dann fällt im nächsten Jahr

die Spalte 11 Tage früher. Man bezeichnet das mit der römischen Zahl XI u. s. f.“

„Fünftens: die Römer-Zinszahl.“

Da lachte der lang' Joseph: „die brauche ich nicht, mein Zinsstag ist an Martini.“

„Ja, ja; das ist ein Stück Römer-Wissenschaft. Es ist ein Zeitraum von 15 Jahren und hat seinen Namen daher, weil eine kaiserlich-römische Verfügung alljährlich die Höhe der Steuer und des Zinses nach einer 15jährigen Steuerperiode festsetzte. Man findet die Zahl, wenn man zum Jahre 3 zählt und durch 15 teilt. Der Rest giebt die Zinszahl.“

„Brrr,“ murmelte die alte Polizei. „Das sind brodlose Rechenkünste, Wanderer; da hab' ich nicht alles verstanden!“

„Thut nichts!“ sagte der Wanderer und stieß mit ihm an. „Der Sonntagsbuchstaben soll leben!“

„Und die Fasten und Zirkel!“ rief der alte Meier.

„Und der goldene Sonntag!“ sagte der Schiffwirt.

„Und die Zinszahl!“ ergänzte der Kirchestimme.

Während dieser Zeit hatte der Unterlehrer eifrigt gerechnet, stand alsbald gravitätisch auf und las: „Fürs Jahr 1895 ist die goldene Zahl 15, der Sonnentzirkel 28, der Sonntagsbuchstabe F, die Spalte IV und die Römer-Zinszahl 8 und Ostern am 14. April, Fastnacht am 26. Februar und Pfingsten zum 2. Juni.“

„Bravo!“ schallte es am Tisch. „Der Herr Lehrer muß Euch künftig den Kalender machen.“

„Wanderer,“ fragte der Hasenfranz, „warum sind denn die Sonntage und Feiertage rot gedruckt und die Werttage schwarz?“

„Aus reinem Vergnügen,“ sagte der dicke Peter, „daß nach 6 sauern Wochentagen wieder ein Ruhe- und Freudentag kommt.“

„Da muß künftig auch der Tag, an dem der Wanderer zu uns kommt, rot in den Kalender,“ meinte die Frau Wirtin.

„Und der Tag, an dem der Herr Rat zum Gemeinderat gewählt wird,“ ergänzte der Lehrer.

„Und Eure 63 Ferientage auch, Herr Lehrer,“ erwiderte schlagfertig der Schneidermeister.

„Warum haben denn die Katholiken und die Evangelischen nicht die gleichen Namenstage?“ fragte der lang Joseph.

„Das ist egal!“ meinte der Herr Lehrer. „Wenn sie nur in Wirklichkeit auch so friedlich nebeneinander stünden wie im Kalender, einträchtig und als christliche Brüder.“

„Bravo!“ rief der Wanderer. „Das ist gut gemeint. Stoßt daraufhin miteinander an, auf das hohe Gut des konfessionellen Friedens!“

Sell erklangen die Gläser.

„Ich will auch mitmachen,“ rief der Kirchefimme; er war der einzige Jude in Seeberg.

„Alle Menschen sollen dabei sein,“ rief der Wanderer, „die rechtschaffen denken, ehrlich handeln und ein gutes Gewissen unterm Brusttuch tragen!“

„Hoch!“ klang es . . . und zum Schluß tönte noch eine kräftige Stimme darein: „Besonders der 15te im Bonnemond!“ Es war der Namenstag von Schiffwirts Tochter, den der Unterlehrer in gutem Gedächtnis hatte.

„Und der 19. Oktober!“ klang es aus dem Nebenzimmer: Ferdinand hieß der Lehrer.

„Ei, ei,“ sagte der Wanderer und wandte sich fragend zur Wirtin. „Das läßt tief blicken!“

Nach einer Pause fuhr der Wanderer fort: „Ostern haben wir das letzte Jahr berechnet. Es ist ein bewegliches Fest. Nach ihm richtet sich Fastnachts-sonntag, 50 Tage vorher.“

„Und zwischen drin sind die Schnepfen-Sonn-tage,“ sagte der Hasenfranz.

„Reminiscere, nach Schnepfen suchen geh!
Deuli, da kommen sie!
Lätare, das sind die wahre!
Judica, sind auch noch da!
Palmarum, tralarum,
Quasimodo geniti —
halt, Jäger, halt, jetzt brüten sie!“

„Gut gemacht!“ sagte der Grenzaufseher.

„Und 40 Tage nach Ostern ist Christi Himmelfahrt und 10 Tage darauf Pfingsten. Die andern

Festtage sind festgenagelt im Kalender an bestimmten Tagen, die kann jeder selbst herausfinden.“

„Daß der Kalender auch die Märkte drin hat, ist sehr löblich,“ meinte der Gemeindevater, „nur sollte auch Seeberg das nächste Mal hinein.“

„Das soll geschehen,“ sagte der Wanderer. „Und wer von Euch bis zum nächsten Jahr einige neue Wetterregeln und Sinnsprüche weiß, soll sie mir aufschreiben, die kommen dann auch dazu.“

„Und vergeßt auch nicht leere Blätter hineinzusetzen von wegen den Aufzeichnungen,“ sagte die Schiffwirtin.

„Ganz richtig,“ bemerkte der Lehrer. Wenn nur lauter freudige, befriedigende Aufzeichnungen hinein kämen. Doktor, Apotheker und Advokaten sind brave, gute Leute, aber es ist einem doch wohlser, wenn man sie nicht braucht.“

„So, liebe Freunde; es war eine lange Sitzung,“ sagte zum Schluß der Wanderer. „Aber jetzt kennt Ihr auch den Kalender von vorn bis hinten hinaus; ja, Ihr könnt ihn sogar selber machen.“

„Aber die schönen Geschichten und lustigen Erzählungen müßt Ihr drein machen,“ sagte der alte Polizeidiener, „die gehören auch hinein.“

„Ihr sollt alle zufrieden werden!“ sagte der Wanderer.

„Hoch dem Wanderer am Bodensee!“ riefen sie alle kräftiglich.

„Auf Wiedersehn!“ rief der Wanderer im Hin-
ausgehen.

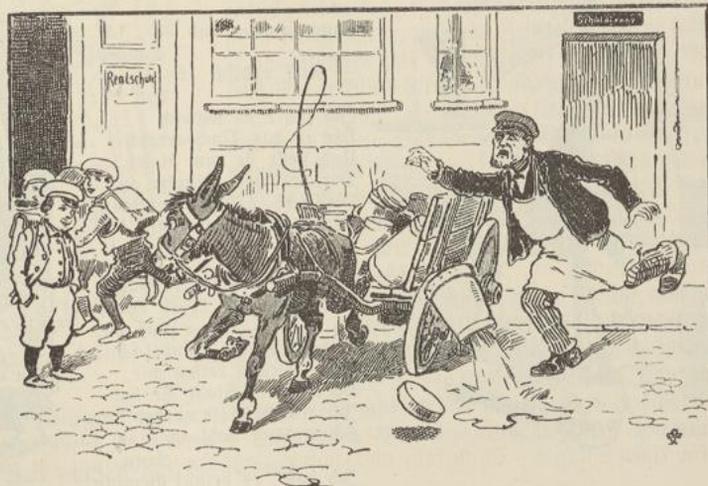
V. Sch.

Die blinde Gerechtigkeit.

Es ist viel Ungerechtigkeit in der Welt! Das erfuh auch der Realschüler Benzel und der Esel des Milchmannes.

Vor der Bürgerschule hielt, wie gewohnt, der alte Bett Tremmler mit seinem Karren voll Milchfannen. Ein lammfrommer Esel hatte den Milchwagen seit urdenklicher Zeit gezogen. Da es gerade vor 8 Uhr morgens war und die Schulbuben zur Schule kamen, wußten sie nichts Besseres, als den Esel zu necken, stupfen und schlagen.

Der Esel ward diesmal darüber umgehalten, nahm einen



ungewöhnlichen Sprung: eine der Milchkanen flog hinunter und natürlich die Buben auseinander.

Der alte Tremmler kam gerade rechtzeitig dazu, und nicht faul, packt er den ersten besten der Buben, den dabeistehenden Benzel, und haut ihn durch. Hier- auf bekam natürlich auch der Esel seine Tracht — hätte er sich stupfen lassen! Was braucht so ein dummer Esel gleich aufzuhüpfen?

Weinend kommt der Benzel durch das Hofthor der Schule. Da steht der alte Herr Oberlehrer.

„Was heulst, Benzel?“ fragte er.

„Der Tremmler, der Milchmann, hat mich geschlagen, und ich hab' dem Esel gar nichts gethan!“

„Was? Dem alten Tremmler sagst Du Esel? Ich will Dich Respekt lehren vor dem Alter!“ Er nahm seinen Stock und walkte den Benzel nochmals durch.

Heulend ging er die Stiege zur Schule hinauf. Da stand oben der Herr Direktor, weise und strenge Ordnung zu halten, daß die Schüler nicht herauf- stolpern wie die Fuhrknechte, sondern still in ihre Klassenzimmer gehen.

„Was ist Dir? Warum weinst Du?“ fragte er Benzel.

„Ach,“ jammerte dieser, „der Herr Oberlehrer hat mich geschlagen, und ich hab' dem Esel gar nichts gethan!“

„Dem Esel? Was?“ schrie der Direktor. „Wie

sprichst Du von Deinem Lehrer? Du nichtsnutziger Bube!“ Eine schallende Ohrfeige hallte durch die Gänge, „Schuldiener, sofort in Karzer mit ihm!“

Sie überlieferten ihn den Händen Kaspars, des Schuldieners. —

Feder, wo bist du? Rasch bereit, die schreiende Ungerechtigkeit zu verraten?

Gedulde dich! Eine ganze Stunde sann der arme Benzel darüber nach, warum gerade er so viel Unglück haben müsse. Er war in der That unschuldig: ein anderer hatte den Esel des Milchmannes gestupft — er mußte dafür leiden.

Nachdem sich im Verhör alles aufgeklärt, entließ ihn der Direktor mit weiser Vermahnung: „Sei künftighin vorsichtiger, Benzel; gehe nicht hin, wo viele bösen Menschen versammelt sind — das Schick- sal sucht oft den Unschuldigen! Drücke Dich in besse- rem Deutsch aus, setze stets zum Esel das nötige At- tribut — was für eine Note hast Du im Deutschen?“

„Ungenügend!“ sagte der Benzel.

„Siehst Du, wie gerecht in diesem Falle das Schicksal ist? — Trage, was Dir einmal beschieden, mit Ergebenheit und Geduld und denke, daß viel Ungerechtigkeit in der Welt ist!“

Ja, daran gedachte der Realschüler Benzel mit Verständnis und der Esel des Milchmanns ohne das- selbe — aber die Prügel hatten beide! V. Sch.

's war nichts!

Zu Bagdad Mulei Hassan,
Der sprach: „Wie fang' ich das
an?“

Wie schaff' ich mir vom Leib
Mein bitterböses Weib,
Das ewig leiht und schmält,

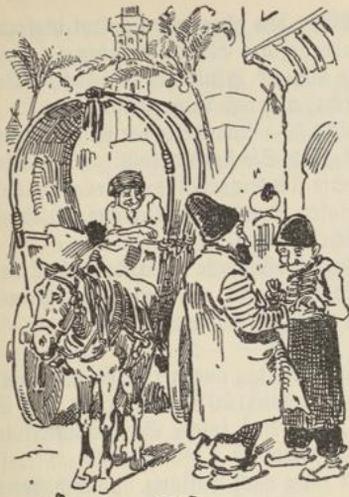
Mich ärgert stets und quält?
Wer weiß mir Rat dafür?
Wer kann ihn künden mir?“



Lang sann er und — „Ich
Tappes!“
— Rief endlich er — „ich
hab' es:
Ich führe sie so gleich
Hin in das Nachbarreich
Und stelle sie zum Kauf
Dort auf dem Markte auf —
Vielleicht, daß sich geschwind
Für sie ein Käufer find'!“

So sprach der Mulei Hassan
Und fuhr sein Weib drauf
bass an:
„Schnell deinen Bündel schnür,
Nach Persien reisen wir,
Dort in der Stadt Zorhab
Ich ein Geschäft vorhab',
Schon lang hab' ich's in
Sinn,
Ich hoff', es bringt Gewinn!“





Da sagte Zoraide,
Sein Weib: „Du meine Güte,
Du und Geschäftsgewinn?
Wo denkst Du denn nur hin?
Ich glaube nicht daran,
Daß Dir's gelingen kann:
An Grütze Dir gebriecht's,
Ich wett', 's ist wieder
nichts!“

Doch lächelnd spannt der
Hassan
Sein Roß von Verber-Raj
an,
fährt lächelnd drauf im Trab
Mit Zoraide ab,
Kommst lächelnd auch sodann
Am Markt in Sorhab an
Und -- schlägt ein Stündchen
drauf
Das Weib los durch
Verkauf.



Doch andern Tags, als Hassan
Gar fröhlich stach ein saß an
Und dacht: „Was sie wohl treibt?
Harra, bin unbeweibt!“
Da — Hassan meint, es sei
Was mit ihm und vorbei —
Da plötzlich durch die Thür
Sein Weibchen kommt herfür.

Und freischend wie ein Brummtopf
Ruft sie: „Du bist ein Dummkopf:
Dem Mann, der mich gekauft,
Hab' ich den Fart gerauft
Und ihn so lang geplagt,
Bis er mich fortgejagt —
Jetzt bin ich wieder hier
Und bleib', mein Schatz, bei Dir“

Da seufzt der arme Hassan:
„Von neuem geht der Spaß an
Das Wetter schlage drein!
Ich glaubt', so klug zu sein,
Und meint', ich hätt' das Weib
für alle Zeit vom Leib:
Doch Allah, Herr des Lichts —
's war wirklich wieder nichts!“

Die Tochter des Bankiers.

Eine Geschichte aus der Gegenwart von Franz Claußhaller.



Der Bankier ging mit hastigen, erregten
Schritten in dem glänzend möblierten
Salon auf und nieder, von Zeit zu Zeit auf die

Uhr sehend und einen ungeduldigen Blick nach der
Thür werfend.

„Er läßt Dich lange warten, Papa,“ sagte Sigmund
Silberfeld, der am Fenster lässig in einen Lehnstuhl
zurückgelehnt lag, eine feine türkische Cigarette zwi-
schen den Fingern, und von Zeit zu Zeit seine spitzen
Schnabelschuhe mit der Reitgerte klopfend. „Viel-
leicht hat er Wind bekommen und ist durchgebrannt.“

„Unmöglich,“ rief der Bankier, stehen bleibend
und seine kleine, dicke Gestalt zornig zurückwerfend,
niemand weiß bisher von der Sache als Du und ich;
er kann nicht ahnen, warum ich ihn hierher in meine
Wohnung bestellte.“

„Sicherer wäre es gewesen, Du hättest ihn an
Ort und Stelle überführt.“

„Es galt, einen Skandal zu vermeiden; die Welt
darf nicht wissen, daß so etwas im Bankhause von
Anton Silberfeld vorkommen kann. Ein Fehlbetrag
von 120 Mark in der Kasse, unerhört! Und es ist
kein Irrtum möglich, — seine Schuld ist klar.“

„Wie bist Du eigentlich dahinter gekommen,
Papa?“

„Durch einen Zufall; heute begegnet mir der Kompagnon von Bernstein und sagt mir, daß das Haus gestern den Betrag persönlich meinem Kassierer übergeben habe. Ich sehe nach; der Posten ist eingetragen, aber die Summe fehlt.“

„Weißt Du, ich habe dem Herrn Ring nie recht getraut. Er ist so ein scheinheiliger Geselle, der niemals ein Wirtshaus betritt, nie ein Vergnügen mitmacht und immer den Soliden spielt. Solche Leute kann ich nicht leiden.“

„Freilich,“ sagte der Vater, vergnügt lächelnd, „Du bist anders geraten, hast es von mir gelernt, das Leben zu genießen, und wirst noch einmal ein ganzer Kerl werden, mindestens Kommerzienrat, wie ich. Wenn nur auch Deine Schwester so dächte! —“

„Bah,“ erwiderte Sigmund geringschätzig, doch geschmeichelt von den Worten des Vaters, und ein häßliches Lächeln glitt über seine trotz der Jugend schon verlebten und bleichen Züge, „wer Geld hat, erhält die Titel von selbst. Doch man kann nicht genug für das Äußere thun. Da ist zum Beispiel jetzt der junge Tannenberger, der die vier schönsten Reitpferde hat, — und ich besitze nur drei. Habe da gestern bei Irning einen prächtigen, schwarzen Araberhengst gesehen, Papa, — mit dem könnte ich selbst den jungen Tannenberger ausstechen, — meinst Du nicht auch?“

Der Bankier legte die kurze, wohl gepflegte, mit Brillantringen bedeckte Hand auf die Schulter des hoffnungsvollen Sohnes: „Wenn Du glaubst, Sigmund, — Du weißt, wir brauchen auf das Geld nicht zu achten, und das angesehenste Bankhaus der Residenz soll sich nicht von andern überbieten lassen; was Tannenbergers können, können wir auch.“

„Verstehe ich Dich recht, Papa, — ich darf es kaufen?“

„Du kannst Dir die Summe aus meinem Schreibpult holen, es liegen 30 000 Mark in Gold darin.“

„Papa“, rief Sigmund erfreut, „ich eile auf der Stelle hin, und heute abend noch erscheine ich mit dem Schwarzen auf der Promenade. Du kannst unterdessen die langweilige Geschichte mit Deinem Kassierer zu Ende bringen.“

Sigmund war kaum gegangen, als sich auf der Treppe vor dem Salon leise, zaghafte Schritte vernehmen ließen.

Der Bankier fuhr auf. „Aha, — das ist der Schurke, so schleicht das böse Gewissen!“ Hastig riß er die Thür auf und rief mit zorniger Stimme: „Hier herein, Herr Ring!“

Ein schlanker, gebeugter junger Mann mit blassen, abgehärteten Gesichtszügen trat zögernd über die

Schwelle und blieb, den abgetragenen Hut verlegen in der Hand drehend, am Eingange stehen.

„Treten Sie näher,“ befahl der Bankier, „oder haben Sie Furcht, mir ins Auge zu sehen?“

„Ich weiß nicht,“ — stammelte der Eingetretene, „ob ich — —“ „Ob Sie sich schuldig fühlen, Herr Ring? Geben Sie sich keine Mühe, zu leugnen, daß soeben ein ehrloser Betrüger die Schwelle dieses Zimmers überschritten hat!“

Eine jähe Röthe überflammte einen Augenblick das blasser Gesicht Robert Rings, um eben so schnell einer tödlichen Blässe Platz zu machen.

„Sie wissen — daß — —“

„Daß Sie einen Betrag aus der Kasse entwendet haben, eine Summe von 120 Mark! Herr, das ist das erste Mal, daß eine solche Schändlichkeit in meinem Hause vorkommt!“

Der Kassierer rang nach Fassung. „Ich habe es nicht entwendet, — es ist wahr, ich hatte das Geld empfangen —“

„Und gebucht!“

„Ja, das ist meine Schuld. In wenigen Tagen hätte ich die Summe bei Heller und Pfennig in die Kasse gelegt.“

„Nachdem Sie sich inzwischen ein paar vergnügte Abende mit dem gestohlenen Gelde gemacht, nicht wahr!“ höhnte der Bankier.

„Herr Silberfeld, — ich weiß nicht, ob Sie sich erinnern, — daß meine arme Mutter gestorben ist?“

„Was kümmert uns das hier?“

„Sie haben recht,“ entgegnete Robert bitter, „das Glend Ihnen fremder Menschen, die für Sie im Schweize ihres Angesichts arbeiten, kümmert Sie nicht, obwohl Sie Vorstand des Wohlthätigkeitsvereines sind und zahlreiche Ehrenämter bei andern humanen Anstalten bekleiden. — Ich ging Sie vor einigen Tagen um ein Darlehen, um einen Vorschuß an, — übermorgen wäre der erste gewesen und mein Gehalt fällig — —“

„Ich gebe keine Darlehen; jeder Vorschuß ist eine Unordnung, und in meinem Geschäfte werden keine Unordnungen geduldet.“

Robert Ring brach plötzlich in Thränen aus und fiel auf die Kniee. „O mein Gott, vergeben Sie mir; ich will die That nicht beschönigen, aber ich mußte das Geld haben, ich konnte nicht anders. Ich war die einzige Stütze meiner armen Mutter, ich hungerte und darbte, um ihr theures Leben zu fristen, — da kam die Krankheit und verschlang alles, was ich mir am Munde absparte —“

„Stehen Sie auf,“ rief der Bankier zornig, „ich liebe die Komödien nicht; wer fremdes Eigentum

nicht achtet, wird es auch mit der Wahrheit nicht genau nehmen!"

Robert Ring erhob sich, seine Augen flammten; er blickte um sich wie ein Sklave, der vergeblich trachtet, seine Ketten zu zerbrechen. Dann sagte er stöhnend: „Meine Mutter wäre auf den Armenfriedhof gekommen, wenn ich das Geld nicht beschafft hätte.“

„Besser, als daß ihr Sohn zum Diebe würdel! Danken Sie Gott, daß ich Sie nicht dem Gerichte übergebe; es geschieht nicht Ihre Wege, nur um der Ehre meines Hauses willen, die das öffentliche Gerede nicht in den Schmutz ziehen soll. Sie werden einsehen, daß Sie von dieser Stunde an entlassen sind.“

Der unglückliche Kassierer taumelte und hielt sich mit zitternder Hand an der Lehne des Stuhles fest.

„Herr Silberfeld, — bedenken Sie, was Sie thun, — Sie treiben mich in den Tod, — haben Sie nur einmal Erbarmen!“

„Der Christlose verdient kein solches.“

„Vater,“ ließ sich in diesem Augenblicke eine helle, jugendliche Stimme vernehmen, und die Thüre des Nebenzimmers ward hastig aufgerissen, — „Vater, treibe es nicht weiter, laß es genug sein, — ich habe alles gehört, — das ist nicht menschlich mehr, das ist grausam! —“

„Bernhardine!“ Der Schrei kam von den Lippen

Robert Rings, der in jähem Schrecken auf die Erscheinung des schönen Mädchens starrte.

„Herr, was unterstehen Sie sich?“ rief der Bankier, „wie kommen Sie dazu, meine Tochter so zu nennen, in einer Weise, — als ob — —“

Das junge Mädchen warf sich wie schützend vor den unglücklichen Kassierer.

„Er hat ein Recht dazu!“

„Bernhardine, um Gottes willen, was willst Du thun?“ rief Robert.

„Die Wahrheit sagen, wie es das Recht meiner Liebe fordert.“

„Du — Du liebst ihn, den Dieb, den Betrüger,“ schrie der Bankier außer sich, — „bist Du toll geworden, — ha, ha, ha, — das ist ein lustiger Einfall!“

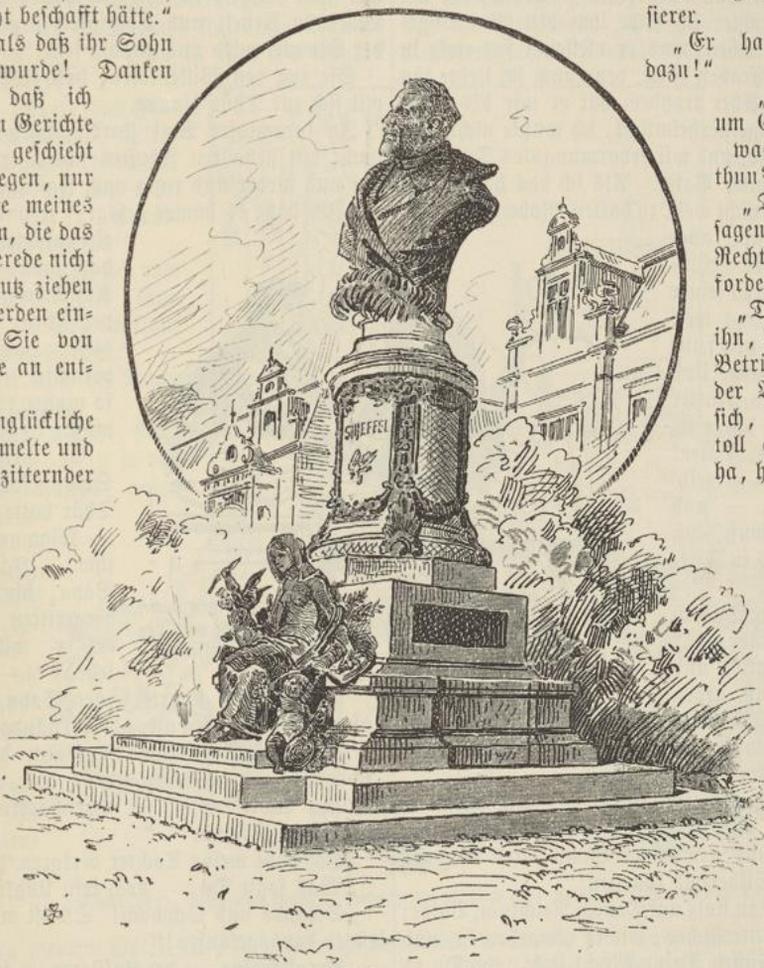
Das schöne Mädchen richtete sich mit stolzer Ruhe vor dem erzürnten Vater auf.

„Wenn eine Schuld mich trifft, Vater, so ist es die, Dir meine Zuneigung zu diesem ehrlichen

Manne eine kurze Zeit verheimlicht zu haben, denn noch nicht lange bin ich mir über mein Herz klar geworden.“

„Willst Du vielleicht auch noch um meinen Segen bitten?“ höhnte blaß vor Wut der Bankier.

„Ich hätte es nie gewagt,“ fiel der Kassierer ein, dem das offene Auftreten Bernhardineus die



Scheffeldentmal in Karlsruhe.

Fassung wieder gab, „meine Wünsche so hoch zu erheben —“

„Wenn sich nicht mein sauberes Kind Ihnen an den Hals geworfen hätte, wollen Sie sagen!“

Bernhardine bewahrte auch dieser Beleidigung gegenüber ihre Ruhe. „Es ist wahr, ich schäme mich nicht, den Bann gebrochen zu haben, der ihn zu ersticken drohte, ich habe ihm den Mut eingesflößt, anzusprechen, was er vielleicht für ewig in seiner Brust begraben hätte, denn auch ich liebte ihn schon lange. Aber trotzdem hat er mir bis heute seine elende Lage verheimlicht, ich wußte nicht, wie es mit ihm stand, und wie erbarmungslos Du gegen Deine Leute bist, Vater. Als ich das hörte, vermochte ich mich nicht mehr zu halten. Robert hat einen Fehltritt gethan, aber er hat aus Liebe gesündigt, aus Liebe zu seiner toten Mutter, — weil er sich schämte, mir seine Not zu offenbaren. Und wer Vater und Mutter ehrt, der wird lange leben auf Erden, Vater! Darum vergieb, verzeih' ihm und mir, — und wenn es sein muß, laß uns wenigstens in Frieden scheiden.“

„Wir sind geschieden, von dieser Stunde an!“ schrie der Bankier und ballte die Faust gegen seine Tochter. „Ungerechtes Kind, glaubst Du, ich könnte einen Verbrecher zum Schwiegersohn nehmen? Und wenn er auch rein wie ein Engel des Himmels wäre, ein Hungerleider und armseliger Lump wird niemals in das Haus Silberfeld kommen!“

„Boche nicht zu stolz auf Deinen Reichtum, Vater; ich will nicht untersuchen, wie er erworben ist, und auf was für Füßen Deine Macht steht; ehe Du es denkst, kann das prunkende Gebäude zusammenbrechen, — denke an meine Worte, Vater!“

„Willst Du mir noch drohen, — hinweg aus meinen Augen! Ich habe keine Tochter mehr!“

„So ist mein Platz hinfort an der Seite dieses Mannes.“

Robert King konnte sich nicht mehr halten; die Thränen stürzten ihm aus den Augen. „O Bernhardine, liebes, edles Mädchen, — bin ich eines

solchen Opfers wert, und wirst Du seine Schwere auch ertragen können?“

„Alles — als Dein Weib,“ flüsterte sie, „komm', komm', hier ist alles umsonst. Ich kann nicht mehr bitten; nur noch fordern kann ich, was mein Recht ist, — das Erbteil meiner seligen Mutter kann man mir nicht verweigern, mit ihm wollen wir ein neues Leben in Arbeit und Thätigkeit beginnen — und der Himmel wird uns gnädig sein!“

Sie zog den Willenlosen, halb Widerstrebenden mit sich zur Thür hinaus.

In sprachloser Wut starrte ihnen der Bankier nach; mit geballten Fäusten schritt er im Zimmer auf und nieder und rang nach Fassung.

„Ich habe es immer gesagt,“ stöhnte er, „sie ist ein entartetes Geschöpf, hat immer ihre eigenen Ansichten gehabt und ist der Ehre, des Glanzes dieses Hauses, den sie verachtet, nicht wert. Ja, so mußte es kommen, so mußte es kommen!“

Er hielt in seinem Selbstgespräche inne; die Thür hatte sich geöffnet, — Sigmund stand vor ihm. „Ich habe ihn, Papa, bin im Galopp hergeritten, unten sieht er, — willst Du ihn sehen?“ —

Das junge Mädchen warf sich wie schüßend vor den unglücklichen Kassierer.

Der Bankier starrte seinen Sohn mit geistesabwesenden Blicken an, als verstände er ihn nicht.

„Was ist Dir, Papa?“ fragte der Sohn erschrocken, — „ich hörte, als ich kam, einen lauten, heftigen Wortwechsel, — Bernhardinens, meiner Schwester, Stimme —“

„Ich habe meine Tochter verloren.“

„Was sagst Du, — doch kein Unglück? —“

„Schande und Schmach! Sie ist mit einem Betrüger davongelaufen!“

„Bernhardine, — der Kassierer, — ist es möglich, o ich hatte sie längst im Verdacht, — ist es denn glaublich, — so tief kann meine Schwester gesunken sein!“

„Nenne sie nicht mehr mit diesem Namen, — ich habe nur noch ein Kind, Dich, meinen Sohn, — nun ist alles, alles Dein, — Dein allein, — und Du wirst mir keine Schande machen!“

Ein Blick wilder, höhnischer Freude leuchtete in Sigmunds Augen auf. „Kein Papa, niemals, ich will allezeit Deiner würdig sein!“



Jahre waren vergangen, als an einem hellen, heiteren Frühlingsnachmittage ein glänzender Wagen durch die Straßen der Hauptstadt rollte. Als er um die Ecke einer breiten, vornehmen Straße bog, stuzten plötzlich die Pferde und blieben fest wie eine Mauer stehen. Lautes Geschrei tönte dem Wagen entgegen.

„Was giebt es?“ fragte die elegant gekleidete Dame, die an der Seite eines stattlichen Mannes in dem Wagen saß, — „Es ist doch kein Unglück geschehen, Robert?“

Der Herr öffnete das Fenster und blickte hinaus. Wirre Stimmen schlugen durcheinander schreiend an sein Ohr. „Ge, Georg,“ rief er, „warum fährst Du nicht weiter?“

Der Kutscher beugte sich vom Bock herunter: „Ich kann nicht, Herr, ein Volksaufstand sperrt die ganze Straße.“

Jetzt blickte auch die Dame zum Fenster hinaus.

„Mein Gott, Robert, siehst Du denn nicht, das ist ja das Haus meines Vaters, gegen das sie drohend die Fäuste schlitzen! Himmel, was ist geschehen, — das bedeutet nichts Gutes, — ich muß hinaus, muß wissen, was es giebt!“

„Wie, Bernhardine, — Du — in den rasenden Haufen? — Unmöglich, — laß mich!“

„Wenn es meinem Vater gilt, so gehöre ich an seine Seite. Hat er mich auch verstoßen, ich bin dennoch sein Kind!“

She Robert sie zurückhalten konnte, hatte sie den Schlag geöffnet und war hinausgesprungen; es blieb ihm nichts übrig, als zu folgen. Ein tobendes Geschrei schlug betäubend an seine Ohren. Flüche, Verwünschungen schwirrten durcheinander; immer dichter drängte sich die Menge zusammen. Schon schmetterten einzelne Steinwürfe gegen die fest geschlossenen Thüren und Fensterläden des palastähnlichen Hauses.

„Er hat mein ganzes Vermögen, mein sauer erspartes Gut gestohlen, ich bin ein ruinierter Mann,“ schluchzte ein weißhaariger Greis.

Ein Weib, ein weinendes Kind auf dem Arme, drängte sich vor. „Er hat mich und die Meinen zu Bettlern gemacht, — Fluch über den Glenden!“

„Stürmt das Haus, zerrt sie heraus, vors Gericht die Betrüger!“ „Vors Gericht, vors Gericht, die Betrüger, die Diebe!“ heulte es durcheinander.

Vergeblich versuchten die anwesenden Polizisten der rasenden Menge Einhalt zu thun. „Seid doch vernünftig, Leute,“ mahnte ein Schutzmann, „es soll jedem sein Recht werden, — wenn das Gerücht sich bewahrheitet, wenn die anvertrauten Gelder unterschlagen sind, wird die



„Macht Platz, laßt mich hinein!“ übergestellte plötzlich eine weibliche Stimme das Toben der Menge.

verdiente Strafe nicht ausbleiben.“

„Macht Platz, laßt mich hinein!“ übergestellte plötzlich eine weibliche Stimme das Toben der Menge, „ich muß zu ihm, er ist mein Vater!“

Die Leute stuzten und blickten betroffen auf das schlanke, schöne Weib, das sich mit gewaltfamer Anstrengung Bahn durch die dichtgedrängte Masse brach. Einige wichen zurück, eine Gasse entstand, für einen Augenblick ward die Thür frei. Bernhardine stürzte sich darauf und suchte sie zu öffnen. Nur mit Mühe konnte der Gatte ihr folgen.

Jetzt zeigte sich ein von Schrecken verzerrtes Gesicht am Fenster neben der Thür.

„Vater,“ schrie Bernhardine auf, „öffne, ich bin es, Dein Kind, laß mich zu Dir, es gilt Dein Leben!“

Die Gestalt schwankte vom Fenster hinweg, ein Schlüssel drehte sich im Schloß, die Thür sprang auf. Rasch schlüpfen die beiden hinein, und ehe die nachdrängende Menge folgen konnte, dröhnte das Thor wieder ins Schloß.

„Vater, — alles sei vergessen zwischen uns, — nur sage mir, ist es wahr, was diese da reden, — laß mich das Entsetzliche nicht glauben, sage, daß Du schuldlos bist, daß Du — —“

Der Bankier, den Angstschweiß auf der Stirn, brach zitternd in die Kniee. „Rette mich, Bernhardine, — sie wollen mir ans Leben, — ich will nicht sterben, ich fürchte den Tod, — ich habe —“

„Sprechen Sie,“ sagte Robert voll Erbarmen, „vielleicht ist noch Hilfe möglich, — doch erst müssen wir alles wissen.“

Der Bankier schleppte sich in das anstößende Zimmer. Dort saß auf dem Sopha eine bleiche, schlatternde Gestalt mit den eingefallenen Zügen eines überfälligen Lebewannes.

„Sigmund, Bruder!“ schrie Bernhardine auf, „wie sehe ich Dich wieder!“

Der junge Mann erhob sich, ein kaltes, verächtliches Lächeln glitt über sein verstörtes Gesicht. „Du — Du bist gekommen, — uns zu verhöhnen. Will die fatte, langweilige Tugend den Sieg feiern über die frohe Sünde?“

Robert drang von neuem in den Bankier. „Wollen Sie mir nicht endlich sagen, was diese Szene zu bedeuten hat? Ich vermute ein ähnliches Ereignis wie bei dem Banthause Tannenberger, eine Katastrophe, die mich mit Bernhardine heute in die Residenz führte. Ich hatte selbst dort einige Papiere hinterlegt, die mit dem Zusammenbruch der Firma verloren sind. Aber zum Glück bin ich reich und kann den geringen Verlust verschmerzen. Gott war meinem ersten Streben gnädig.“

„Ja, Vater,“ setzte Bernhardine hinzu, „wie habe ich den Schritt zu bereuen gehabt, den ich damals ge-

than. Mit meinem kleinen Vermögen vermochten wir ein Landgut zu kaufen, und Robert, dessen Leidenschaft von jeher die Landwirtschaft gewesen, brachte es in kurzer Zeit zu Reichtum und Ansehen. — Doch sprich, ist Roberts furchtbare Vermutung wahr, — ist — —?“

„Sie ist es,“ stöhnte der Bankier. „Glanz und Luxus haben alles verschlungen, Sigmund brachte Unsummen durch, ich verlor Tausende im Spiel. Jahrelang konnte ich es verheimlichen, daß wir die hinterlegten Gelder angegriffen, — bis heute, wo die Leute, mißtrauisch gemacht durch das Ereignis bei Tannenberger, ihre Einlagen zurückforderten.“

„Und Du, Vater, — Du kannst sie ihnen nicht mehr geben?“

„Unmöglich, — es fehlen viele Tausende.“

„Alles ist aus,“ rief Sigmund, „aber was liegt daran, ich bereue die Vergangenheit nicht. Lustig gelebt und lustig gestorben, das ist die Lösung der heutigen Zeit.“

Bernhardine schnitten die Worte ins Herz; sie fühlte, daß ihr Bruder verloren war. „Frevler,“ rief sie, „fürchtest Du nicht die ewige Gerechtigkeit?“

Robert ring trat ihm näher und sah ihm ernst in die Augen. „Junger Mann, noch ist es Zeit, umzukehren, besinnen Sie

sich, beginnen Sie mit dem heutigen Tage ein ehrliches, glückliches Leben in Arbeit und Fleiß. Noch können Sie ein nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft werden. Ich will Ihnen die Hand dazu bieten, wenn Sie mir versprechen, ein anderer zu werden.“

Sigmund wandte ihm verächtlich den Rücken. „Sparen Sie Ihre Moralpredigten, oder denken Sie lieber daran, wie Sie einst aus diesem Hause gekommen sind. Was ich gethan habe, darüber gebe ich nur mir selbst Rechenschaft, und Sie wären der Letzte, der mir Vorwürfe machen könnte.“

Robert zuckte zusammen und verstummte, doch ein Entschluß stieg in seiner Seele auf.

„Arbeiten soll ich, — arbeiten,“ fuhr Sigmund höhniisch fort, „wie jeder gewöhnliche Mensch, nachdem ich das Leben bei Champagner und lustiger



Auf dem Boden ausgestreckt lag Sigmund, von Blut überströmt, die rauchende Pistole in der Hand.

Gesellschaft nur von seiner köstlichsten Seite gekannt? — Daß ich ein Narr wäre! Ich bleibe bis zuletzt, was ich gewesen.“

„Unglücklicher,“ rief Bernhardine, „Du bleibst verstockt und weifest alle Hilfe von Dir?“

„Ich bin kein Feigling und weiß mir selbst zu helfen.“ Wankenden Schrittes ging er in das Nebenzimmer.

Der Bankier stand ratlos am Fenster und blickte in verzweifelnder Angst auf die tobende Menge. Jetzt fielen dröhnende Schläge gegen das Hausthor. Eine Stimme ließ sich vernehmen: „Öffnen Sie, im Namen des Gesetzes!“

Der laute, krachende Donner eines Schusses antwortete dem Befehl; er kam aus dem Nebenzimmer.

„Was ist das!“ schrie Robert auffahrend, — „der Rasende, — er hat auf die Menge geschossen!“ Er stürzte in das Gemach; Bernhardine folgte ihm. Doch mit einem lauten Aufschrei des Schreckens blieb sie auf der Schwelle stehen. Ihr Blut erstarrte zu Eis. Auf dem Boden ausgestreckt lag Sigmund, von Blut überströmt, die rauchende Pistole in der Hand.

„Mein Bruder,“ schluchzte Bernhardine, — „er ist gestorben, wie er gelebt, gottvergessen und reulos!“

„Mein Sohn, mein unglücklicher Sohn!“ schrie der Bankier und stürzte händeringend neben der Leiche nieder.

Robert zog ihn empor. „Wir können ihm nicht mehr helfen; mag Gott ihn gnädig richten. Ein Opfer mußte fallen für die Schuld, die hier begangen; möge es der Gerechtigkeit genug sein an dem einen.“

Bernhardine blickte ihn fragend an. „Was meinst Du, Robert?“

Der ehemalige Kassierer wandte sich zu dem Bankier, den Wankenden mit beiden Armen stützend: „Ich habe mich einst an dem Ihnen vergriffen, Herr Silberfeld. Der Tote dort mahnte mich zu rechter Zeit daran. Heute habe ich durch Gottes Gnade die Macht, mein Vergehen zu sühnen, denn Ihrem Kinde verdanke ich das Glück meines heutigen Lebens. So hastete ich mit meinem Vermögen für alles, was Sie denen da draußen schulden; öffnen Sie den Dienern des Gesetzes die Thür und teilen Sie das Nötige mit.“

„Vater, Du bist gerettet,“ jubelte Bernhardine, „gerettet zu einem neuen Leben an der Seite der Deinen!“

Da brach das Eis in der Seele des Bankiers, ein Thränenstrom erleichterte seine gepreßte Brust. „Gott ist die Liebe,“ sagte er in tiefer Bewegung,

„er sandte mir einen Engel zur Rettung, einen Engel, der Böses mit Gutem vergilt. Der Rest meines Lebens soll Reue und Buße sein.“

Der Haupttreffer.

Humoreske von Franz Wichmann.



Herr Peter Zwilling, der vielbeschäftigte Buchhalter des Hauses Goldenberg & Comp., stand über sein Pult gebeugt allein im Kontor, als sich die Thür öffnete und die Prinzipalin über die Schwelle trat.

„Würden Sie mir wohl einen Gefallen erweisen, Herr Zwilling?“

Der Buchhalter wandte sich um und machte seine tiefste Verbeugung.

„Sie sind ja der größte Rechenmeister im Hause,“ fuhr die stattliche Frau fort, „da wird es Ihnen auf ein paar Zahlen mehr oder weniger nicht ankommen.“

„Stehe ganz zu Diensten.“

Frau Goldenberg trat an das Pult heran und breitete eine Anzahl bunter, bedruckter Zettel aus. „Sehen Sie, was ich da habe!“ —

„Lauter Lose?“

„Ja eine ganze Sammlung Lotterielose. Sie wissen ja, ich habe einmal das Unglück, die Vertraute meines gesamten Personals in solchen Angelegenheiten zu bilden, — und in einem großen Hause wie das unsere — —“

„Ich begreife,“ fiel der Buchhalter ein, „man hat Ihnen alle diese Anteilscheine des Glücks zur Aufbewahrung übergeben.“

„Allerdings. Und da ich nicht Muße und Geduld habe, dieselben zu ordnen, so möchte ich Sie bitten —“

„Sie in Ordnung zu bringen —“

„Ja, und jedes dieser Lose mit dem Namen seines Inhabers zu versehen, wie ich es hier auf einem Zettel bemerkt habe.“

Der Buchhalter warf einen flüchtigen Blick auf die lange Liste. „Ist auch Fräulein Rosa darunter?“ fragte er, ohne zu Ende zu lesen, mit einiger Spannung.

„Nein, nein, das arme gute Kind spart lieber und wagt keinen Pfennig für eine immerhin ungewisse Sache auszugeben. Ich wollte ihr schon immer einmal eine Freude damit machen, aber Sie wissen, ich selbst kann mich nie entschließen, ein Los zu kaufen, denn ich bin von meiner unglücklichen Hand überzeugt.“

Der Buchhalter machte galant eine abwehrende Bewegung, aber Frau Goldenberg fuhr fort: „Übrigens darf Rosa Ihnen ein wenig helfen, sie hat zu dieser Stunde nichts in der Küche zu thun, und da Sie ja augenblicklich im Kontor auch ungestört sind, will ich sie hierher schicken, damit Sie schneller mit dem Ordnen fertig werden.“

Frau Goldenberg blickte den nicht mehr jungen Buchhalter ein wenig beobachtend von der Seite an, und es entging ihr nicht, daß ein vergnügtes Lächeln über das breite Gesicht Peter Zwilling's glitt; unwillkürlich rieb er sich die Hände und machte in gewohnter Weise eine Verbeugung nach der andern.

„Ich verstehe,“ sagte er schmunzelnd, „gnädige Frau sind immer besorgt um mein — — mein —“ Er hielt in einiger Verlegenheit stockend inne.

„Um Ihr Glück — sprechen Sie es nur aus,“ lächelte Frau Goldenberg, „es ist mir ja längst kein Geheimnis mehr, daß Sie Fräulein Rosa nicht ungern sehen, und ich gestehe Ihnen offen, daß es mich freuen würde, wenn für das Mädchen in dauernder Weise gesorgt werden sollte. Rosa hat, wie Sie selbst wissen, nichts als ihren ehrlichen Namen, und da mein Mann ihr einziger, letzter Verwandter war, blieb uns ja nichts übrig, als das gute, brave Kind zu uns zu nehmen. Aber natürlich muß ihr das Bewußtsein dieser Abhängigkeit auf die Dauer peinlich werden — und wenn sich ein wackerer, fleißiger Mann für sie fände, so wäre es in der That sehr zu wünschen —“

Peter Zwilling's stoppelbedecktes Gesicht überflog ein geschmeicheltes, selbstbewußtes Lächeln. „Sobald der rechte Augenblick gekommen sein wird, werde ich nicht verfehlen —“

„Sie sind ein unverbesserlicher Rechenmeister, Herr Buchhalter,“ lachte die Prinzipalin, — „nun, das ist übrigens Ihre Sache, und ich werde mich da nicht weiter hineinmischen,“ setzte sie hinzu, indem sie sich, von Herrn Zwilling unter vielen Bücklingen begleitet, zur Thür wendete.

Frau Goldenberg suchte in der Küche und im Zimmer vergeblich nach Rosa. An den Garten dachte sie nicht. Dort aber saß das junge Mädchen in der schattigen Geißblattlaube, eifrig beschäftigt, eine Schüssel Erbsen zu verlesen, wobei ihr der Hauslehrer der Goldenberg'schen Kinder, Herr Felix Faber, nicht eben sehr geschickte Dienste leistete.

Plötzlich stellte er seine Thätigkeit ganz ein, sah durch das Grün der Blätter nach dem Rasenplatz hinüber, auf dem sich die beiden jüngsten Knaben tummelten, und sagte dann:

„Und das ist wirklich Ihr Ernst, Fräulein Waldbogel?“

„Zweifeln Sie daran?“

„Ja, weil ich es nicht glauben kann.“

„So halten Sie mich für undankbar —“

„Nicht doch, aber so weit geht die Pflicht der Dankbarkeit nicht, das eigene Glück —“

Erstrocken hielt er inne. Auch Rosa war errötet und vertieft sich noch mehr in ihre Arbeit. „Es ist ja wahr,“ fuhr er nach einer Pause fort, „Sie schulden der Familie Goldenberg viel Dank, und wenn es wirklich der Wunsch derselben sein sollte, —“

„Er ist es, ich weiß es bestimmt,“ antwortete Rosa plötzlich und rasch ausblickend, „Frau Goldenberg hat es mir deutlich genug zu verstehen gegeben.“

„Aber er selbst, — Herr Zwilling, — hat noch nicht gesprochen —“

„Das ist wahr, doch ich glaube, daß er nur auf eine passende Gelegenheit wartet —“

„Und wenn diese gekommen, —“ fragte der hübsche, junge Lehrer zögernd und in beklommenem Tone.

„So kann ich nicht anders, als „Ja“ sagen. Habe ich denn einen triftigen Grund, seine Hand anzuschlagen?“

„D, es ist wahr, Sie sollten noch dankbar sein,“ rief der Lehrer bitter, „weil ein alter, nüchternen Zahlenmensch sich herbeiläßt, ein junges, schönes Mädchen —“

Rosa ward über und über rot. „Still, um Gottes willen,“ sagte sie, „Sie thun ihm unrecht! Herr Zwilling ist ein Mann in den besten Jahren, fleißig und solid; man hat nie etwas Nachtteiliges über ihn gehört.“

„Ein geldgieriger Geizhals!“

„Seine offenbaren Bemühungen um mich strafen dieses Gerübe Lügen.“

„O, bei Ihnen ist es etwas Anderes!“ Felix Faber konnte seine Bewegung nicht mehr bemeistern. Er stand auf, um Rosa nicht sehen zu lassen, welchen Eindruck ihre Worte auf ihn gemacht hatten, und begab sich zu seinen Zöglingen.

Behmütig, eine stille Thräne in dem klaren Auge, blickte das junge Mädchen ihm nach. —

Herr Zwilling hatte vergeblich auf Rosas Erscheinen gewartet. Ärgerlich begann er sich endlich allein an die Arbeit zumachen. Bald hatte er die Lose, die zum Teil schon älteren Datums waren, geordnet. Ohne recht zu wissen weshalb, schrieb er die Nummern der Lose auch in sein Taschenbuch. Er war es einmal gewohnt, alles, auch fremder Leute Angelegenheiten, zu buchen.

Eine Weile wartete er noch, dann zog er die Uhr und sah, daß es Zeit war, sich zum Mittagessen zu begeben. Er trat vor den Spiegel, warf einen selbstgefälligen Blick in das Glas und strich sich die spärlichen Haare über der Stirne glatt. Dann nahm er Hut und Stock, um sich in das benachbarte Gasthaus zu begeben.

Nach dem Staffee griff er wie gewöhnlich zu den Zeitungen, die ihm der Kellner dienstfertig brachte. Aus einer derselben fiel ihm ein loses Blatt entgegen. Es war die Ziehungsliste einer Lotterie. Da er selbst nicht zu spielen pflegte, warf er nur einen gleichgültigen Blick darauf. Plötzlich aber blieben seine Augen auf einer der fettgedruckten Zahlen betroffen haften.

Er sann nach; dann griff er mit rascher Bewegung in seine Tasche und zog das Notizbuch hervor, in das er zuvor die Lose eingetragen. In seinen Augen leuchtete es auf; mit zitternden Fingern schloß er das Buch wieder, steckte die Liste unbemerkt zu sich und entfernte sich in großer Aufregung.

„40 000 Mark!“ murmelte er. „Es ist kein Zweifel, das Los hat gewonnen! Was thut schließlich das Äußere zur Sache! — Geld ist Glück!“ —

Als Rosa Waldbogel am folgenden Mittag mit einem Auftrag der Frau Goldenberg das Kontor betrat, war sie sehr erstaunt, Herrn Peter Zwilling nicht allein zu finden, wie sie es zu dieser Stunde erwarten mußte. Am Fenster lehnte mit dunkelrotem Kopfe die wohlbeleibte Gestalt Hermine Brändles, der langjährigen Köchin im Goldenbergschen Hause. Auch Herr Zwilling beugte sich sehr verlegen über seine Rechnungen. Offenbar waren die beiden in einer wichtigen Unterhaltung gestört worden. Schnell entledigte sich Rosa ihres Auftrags, und da der Buchhalter ihr sehr zerstreute Antworten gab, verließ sie rasch wieder das Zimmer.

In der nächsten Zeit sah sie Herrn Zwilling nur selten, der sonst keine Gelegenheit veräußert hatte, wenn möglich ein Gespräch unter vier Augen mit ihr anzuknüpfen.

Der von ihr längst erwartete und gefürchtete Augenblick schien noch immer nicht kommen zu wollen.

Frau Goldenberg ging seit einigen Tagen sehr nachdenklich im Hause umher; sie schien das heimliche Bewußtsein einer



Auch Herr Zwilling beugte sich sehr verlegen über seine Rechnungen.

merkwürdigen Entdeckung mit sich herumzutragen. Eine gewisse Schwüle geheimnisvoller Erwartung lag über dem ganzen Hause.

Nur eine schien lustiger und aufgeräumter als je. Das war das schon ein wenig betagte Fräulein Hermine Brändle, die bei ihrer Küchenarbeit wie eine junge Lerche fröhliche Lieder sang und auf alle Fragen nach dem Grunde ihrer Heiterkeit mit einem selbstgefälligen, verschmigten Lächeln antwortete. Auch räumte sie viel in ihren Kisten und Koffern und suchte lange beiseite gelegte, jugendliche Kleider wieder hervor.

Als sich an einem Sonntag mittag Herr Zwilling etwas später als gewöhnlich zum Essen begeben wollte und eben die Treppe hinunterstieg, hörte er Frau Goldenbergs Stimme in einem sonst ungewohnten, strengen Tone seinen Namen rufen. Erschrocken blieb er stehen; sein Herz klopfte hörbar;

er schien sich keines ganz reinen Gewissens zu erfreuen.

„Zu Diensten, gnädige Frau,“ sagte er demütig und überschritt die Schwelle ihres Zimmers.

Die Prinzipalin stand hoch aufgerichtet vor ihm. „Herr Zwilling,“ begann sie ohne weitere Umstände, „es thut mir leid, sowohl um Thret- wie um Fräulein Rosas Willen ein ernstes Wort an Sie richten zu müssen.“

Der Buchhalter erblaßte. „Ich kann mir nicht denken,“ stammelte er.

„Verstellen Sie sich nicht, suchen Sie nicht zu leugnen, was seit Wochen hier im Hause vorgeht, und was jeder, der nicht blind ist, bemerken muß!“

„Ich begreife nicht, welchen Grund ich —“

„Es wird Ihnen nicht gelingen, die Schuld auf andere zu schieben. Ich kenne Fräulein Brändle, meine langjährige, treue Dienerin zu genau, um nicht zu wissen, daß der Skandal nicht von ihr ausgeht, sondern daß Sie in sträflichem Leichtsinne ihr den Kopf verdreht haben.“

Die Blässe im Gesicht des Buchhalters machte einer dunklen Röthe Platz. „Fräulein Brändle hat in der That —“ stotterte er, „ich wußte nicht, daß Sie es unliebsam bemerken würden, wenn ich —“

„Wenn Sie sich um Fräulein Rosa bewerben und meiner Köchin den Hof machen, Herr!“ brauste Frau Goldenberg auf, „offen gesagt, ich hätte Ihnen das nicht zugetraut, — und es ist das erste Mal, daß in meinem wohl- anständigen, sitzamen Hause so etwas vorkommt. Bedenken Sie denn nicht, weld' ein Beispiel Sie damit den anderen geben! Jedenfalls verbietet mir mein Pflichtgefühl, weiterhin eine Annäherung Ihrerseits an Fräulein Rosa zu begünstigen; das Mädchen wird lieber arm bleiben, als mit Ihnen —“

Der Buchhalter faßte sich ein Herz; er richtete sich ein wenig auf und sagte: „Ich bin ihr niemals zu nahe getreten, ich —“

„Um so mehr haben Sie es einer anderen gegenüber gethan,“ unterbrach ihn Frau Goldenberg. „Erinnern Sie sich vielleicht, wo Sie gestern Abend in der Dämmerung waren? Muß ich mich nicht schämen, Ihnen zu gestehen, daß ich unabsichtlich Zeugin einer empörenden Scene wurde —“

„In der Laube —“ pläzte Herr Zwilling heraus.

„Ja, in der Laube, wo Sie Fräulein Brändle einen Kuß gaben und ihr ewige Liebe schwuren!“

„Zweifeln Sie an der Echtheit meiner Gefühle?“ rief der Buchhalter, sich in die Brust werfend.

Frau Goldenberg warf einen überraschten, erstaunten Blick auf den Sprecher. „Wie, — es sollte Ihnen Ernst sein, — wäre es möglich! —“

„Glauben Sie, daß ein Mann in meinen Jahren noch Gefallen an leichtfertigen Tändeleien findet?“

„Nein, in der That, das sollte man zu Ihrer Ehre nicht annehmen. Aber Ihre Neigung für Fräulein Rosa —“

„Ein ernster, vernünftiger Mann,“ entgegnete der Buchhalter rasch, „bezwingt sich selbst. Ich bin mit mir zu Räte gegangen und habe diese thörichte

Leidenschaft von mir geworfen. Wir hätten nicht zu einander gepaßt — und lieber wollte ich verzichten, als das arme Mädchen der Gefahr einer unglücklichen Ehe aussetzen.“

„In — der That, — wenn es so ist —“ sagte Frau Goldenberg freundlicher und nicht ohne eine gewisse Nührung, — „ich hatte es mir zwar anders gedacht, — aber jeder muß selbst seines Glückes Schmied sein, —

auch meine Köchin ist ein braves, ehrliches Frauenzimmer, — und wenn es Ihnen wirklich heiliger Ernst ist, —“

„Werden Sie mir glauben,“ fiel Herr Zwilling ein, „wenn ich Ihnen hiermit mitteile, daß ich mich gestern Abend in jener Laube mit Fräulein Hermine Brändle verlobt habe?“

„Nun denn,“ meinte die Prinzipalin, „wenn es so ist, verzeihen Sie mir meinen Argwohn und nehmen Sie auch unter den jetzigen Verhältnissen meinen herzlichsten Glückwunsch entgegen.“

Ein viertel Jahr * später * fand die Hochzeit des Buchhalters mit Hermine Brändle statt. Frau Goldenberg hatte sich längst mit dem Gedanken daran ausgehöhnt, zumal sie zu ihrem Erstaunen bemerkt hatte, daß die Verlobung Herrn Zwillings der armen Rosa weniger nahe zu gehen schien, als sich erwarten ließ. Vielmehr sah das junge Mädchen



Kronprinz Ferdinand und Kronprinzessin Maria von Rumänien.

in letzterer Zeit froher und lebensfreudiger aus als je.

Auf Wunsch der Prinzipalin ward die Hochzeit des nicht mehr jungen Paares in ihrem Hause gefeiert. Nur ein kleiner Kreis von Freunden und Bekannten war zugegen. Auch Rosa Waldbogel saß am Ende der reichen Tafel und neben ihr der junge Hauslehrer.

Herr Peter Zwilling strahlte von Seligkeit an der Seite seiner Auserwählten, die heute von der Freude um ein Bedeutendes verjüngt erschien. Doch den Buchhalter beschäftigte nicht allein das Glück der Liebe, seit lange trug er ein freudiges Geheimnis mit sich herum, das er bis heute aufgespart, um mit seiner Enthüllung dem festlichen Tage die Krone aufzusetzen.

Ein Verwandter des Hauses hatte soeben einen Trinkspruch auf das neuvermählte Paar ausgebracht und dabei das Leben mit einer Lotterie verglichen, in der diejenigen, die sich zu einer glücklichen Ehe vereinten, den Haupttreffer zögen. Die neue Frau Zwilling zerdrückte eine Thräne der Mühnung in ihren grauen, wässerigen Augen, und der Gatte erhob sich zu einer kurzen Erwiderung. Jetzt schien ihm der passende Augenblick gekommen, um alle Anwesenden wissen zu lassen, daß Fortuna ihn zum Glücklichsten der Sterblichen gemacht.

„Gestatten Sie mir,“ sagte er, „meinen wärmsten Dank für die schönen Worte anzusprechen, die soeben an uns gerichtet wurden. Treffend haben Sie, verehrter Herr, das Leben mit einer Lotterie verglichen. Aber als Sie das aussprachen, ahnten Sie noch nicht die ganze Bedeutung dieses Wortes für unsere Ehe. Wahre Liebe bleibt nicht ohne irdischen Lohn!“ Er machte eine wirkungsvolle Pause, und Frau Zwilling blickte mit feuchtglänzenden Augen zu ihm auf.

„Du, liebe Hermine,“ wandte sich jetzt der Gatte zu ihr, „hast beides gefunden, doch kanntest Du bis jetzt erst die eine Hälfte Deines Glücks. Die Gewißheit der andern habe ich bis heute als ein Geheimnis bewahrt. Du glaubtest, ohne alles irdische Besitztum,

nur Deine liebe Hand in die meine zu legen. Aber Du irrtest, denn sie war schwer von Gold!“

Hermine wußte nicht, was sie von der Rede ihres Gatten denken sollte. Alle Anwesenden lauschten gespannt der großen, überraschenden Neuigkeit.

„Ja,“ fuhr Herr Zwilling fort, „es ist ein Vermögen von baren 40 000 Mark, das Du in unsere Ehe bringst!“

„Peter,“ schrie Hermine, vom freudigen Schrecken ganz blaß werdend, — „träumst Du, — wie kannst Du sagen, daß ich, — — das ist ja nicht möglich, — das — —“

„Hier der Beweis!“ rief triumphierend der Buchhalter und zog ein mit Zahlen eng bedrucktes Blatt aus der Tasche, — „eine Ziehungsliste der Wahl-

heimer Lotterie. Du vergaßest, daß Du im glücklichen Besitze eines Loses warst, welches Du unserer verehrten Frau Prinzipalin zur Aufbewahrung übergabst. Dieses Los hat schon vor längerer Zeit den Haupttreffer gemacht.“

Ein lauter, jäher Aufschrei unterbrach ihn. Der Stuhl, auf dem die behäbige Frau Zwilling Platz genommen, krachte;

sie war mit wachsblichem Gesicht zurückgesunken, ihre Arme hingen schlaff, sie kämpfte mit einer Ohnmacht. „Peter, — um Gottes willen —“ stammelte sie, — „das Los, — das Los — —“

Auch der Buchhalter erblaßte. Was bedeutete das! Wußte er nicht das Los in sicheren Händen, das Los, das er selbst in der Liste der Frau Goldenberg unter Herminens Namen eingetragen!

Doch wie er auf die Geschäftsinhaberin blickte, schien auch diese aufs höchste bestürzt und erschrocken.

„Sie — Sie — haben — doch das Los, — Nr. 2040? —“ rief er, außer sich in ahnungsvoller Furcht. —

„Es thut mir von Herzen leid, Ihre Freude so jäh zerstören zu müssen,“ sagte die Prinzipalin, — „möge Ihnen das süße Glück treuer Gattenliebe den Verlust eines vermeinten Reichthums vollauf ersetzen.“



König Humbert I. und Königin Margarete von Italien.

„Das Los, — das Los —“ unterbrach sie der aus allen Himmeln gestürzte Buchhalter, — „wo ist es, — geben Sie es mir!“

„Es ist nicht mehr in Ihrer Frau, auch nicht mehr in meinem Besitze. In einem Augenblick notwendigen Geldbedarfs, den die Beschaffung der Aussteuer verursachte, bot mir Hermine das Los schon vor längerer Zeit zum Kaufe an; ich nahm es, nur um ihr zu Gefallen zu sein, — und da ich selbst nicht spielen mag, schenkte ich es — —“

„Sie — Sie haben es verschentt — an wen, — sagen Sie: an wen?“ schrie der verzweifelte Buchhalter.

„Ich machte Fräulein Rosa eine Freude damit zu ihrem Geburtstage!“

Herr Peter Zwilling

schlug sich mit der geballten Hand vor die Stirn, dann sank er auf seinen Stuhl zurück und schnappte wie ein Fisch, dem das Wasser entzogen ist, nach Luft.

„Sie, — Sie, Fräulein Waldbogel — das ist ja — köstlich, — ich — ich gratuliere Ihnen,“ — stöhnte er mit einem

jammervollen Blick auf Rosa.

„Und Sie, — Sie Glückliche, —“ wandte sich Frau Goldenberg, die eine heimliche Freude nicht unterdrücken konnte, an das junge Mädchen, — „Sie wissen, — daß Sie —“

„Ja, — ich weiß — es seit wenigen Tagen, — daß ich reich bin,“ antwortete Rosa bescheiden, — „verzeihen Sie, daß ich es noch geheim hielt, denn das irdische Gut war nur der Anlaß, mich ganz glücklich und unendlich reich zu machen — durch, — durch — —“ Sie stockte erröthend und blickte verlegen auf Felix Faber, der unruhig auf seinem Stuhle hin und her rühte.

Aller Augen wandten sich von den Neuvermählten ab nach dem unteren Ende der Tafel. Es blieb

Herrn Zwilling nichts übrig als in den sauren Apfel des selbst gewollten Schicksals zu beißen. Mit liebevoller Besorgnis schien er sich um Hermine zu bemühen, die allmählich wieder zu sich kam. Ein hoffnungsvoller Gedanke durchfuhr seinen Kopf: seine Frau besaß ja eine glückliche Hand. „Trösten wir uns, Liebste,“ flüsterte er ihr zu, „was heute nicht ist, kann später noch werden, — und dann mußt Du das große Los für uns selber ziehen.“

Frau Goldenberg hatte nicht auf die beiden geachtet und sich zu Rosa gewendet. „Wie, — was sagen Sie mir da, liebes Kind. Erfahren wir am Ende noch ein Geheimniß?“ Eine Ahnung, die ihr in der letzten Zeit zuweilen gekommen, schien ihr plötzlich zur Gewisheit zu werden.

Jetzt zögerte der junge Hauslehrer nicht länger und erhob sich, um der Verlegenheit Rosas ein Ende zu bereiten.

„Fräulein Waldbogel spricht wahr,“ sagte er, „Ihr freundliches Geschenk hat uns in unerwarteter Weise zum höchsten Glück verholpen. Rosa und ich liebten uns



„Peter, — um Gottes willen — das Los, — das Los — —“

schon lange, aber wir glaubten verzichten zu müssen, da wir beide arm waren und nicht daran denken konnten, jemals einen festen Bund für das Leben zu schließen. Dieses Los aber ist für uns ein wirklicher Haupttreffer geworden und hat unsere Lage mit einem Schlage verändert. Gestatten Sie mir darum, gnädige Frau, zugleich mit unserm wärmsten Danke die Bitte an Sie zu richten, meine Verlobung mit Fräulein Rosa auch durch Ihre Einwilligung gutzuheißen.“

„Von ganzem Herzen,“ sagte Frau Goldenberg rasch und freudig, — „und meine besten Glückwünsche, denn ich weiß, daß Rosa eine gute Wahl getroffen. So haben wir heute zwei glückliche Paare unter uns. — Wer hätte gedacht, daß ein Lotterielos so viel Glück stiften könne!“

Weltbegebenheiten

im Zeitraume vom 1. Juli 1892 bis 1. Juli 1893.

Der Wanderer beginnt seine Umschau der Weltbegebenheiten mit dem

Deutschen Vaterland.

Unser Kaiser hat auch im abgelaufenen Jahr befreundete Nachbar- und Bundesfürsten durch seinen Besuch beehrt; überall wurde er mit Auszeichnung und Liebe aufgenommen. Eine große Freude wurde der Kaiserlichen Familie zuteil, indem die sechs Prinzen am 13. September eine Prinzessin, Viktoria Luise, erhielten. Die Schwester des Kaisers, Prinzessin Margareta, vermählte sich mit dem Prinzen Friedrich Karl von Hessen.

In Müstigkeit und geistiger Frische feierte Fürst Bismarck seinen 78. Geburtstag. Er ist der einzige Geistesgewaltige aus der großen Zeit der deutschen Einheitskämpfe. Der Wanderer verehrt ihn in Treue und Dankbarkeit und will ihn aus diesem Grunde, solange ihm Gott noch die frohen Tage seines Alters schenkt, in seinem Kalender nicht vergessen.

Im deutschen Reichstage gab es schwere Arbeit. Da war vor allem die Militärvorlage durchzubearbeiten und — anzunehmen. Durchbearbeiten wurde sie durch viele Tage von Kommissions- und Abgeordneten-sitzungen, durch viele tausende von Zeitungsartikeln und Reden für und wider. Standhaft im brausenden Rede-Wetter stand der Reichskanzler mit klrrendem Kriegsfaßel und begründete wiederholt die Forderungen für eine numerische Verstärkung des Heeres. Aber es half nichts. Schließlich zog er aus seiner großen Mappe die kaiserliche Verfügung heraus, welche den Reichstag auflöste. Wie zuseiten des babylonischen Turmbaues ging's auseinander in Verwirrung, so daß die Mitglieder einiger Parteien sich selbst nimmer verstanden, abfielen und umfielen. Die Herren Abgeordneten waren festgenagelt in ihren Fraktionen und mußten mit ihren Genossen mit nein stimmen, während manche davon gern ja gesagt hätten. — Die Militärvorlage verlangt eine Erhöhung von 80 000 Soldaten und 60 000 Reserve-

ten und bringt an Stelle der dreijährigen die zweijährige Dienstzeit. Dadurch würden im Kriegsfall zunächst die jüngeren Leute einberufen, die älteren Jahrgänge könnten geschont werden. So eine Militärvergrößerung kostet aber viel Geld; der Reichskanzler schätzte die Kosten auf 64 Millionen Mark. Der Wanderer meint, ein friedliebendes Volk, wie das deutsche, das seine Soldaten nur als Bollwerk des Friedens braucht bei so vielfacher Bedrängung seiner Grenzen, sollte das Geld lieber hierzu hergeben, als später das Hundertfache durch einen unglücklichen Krieg.

Die Regierung wird nicht nachgeben, sie verlangt nachdrücklich, was sie als unbedingt notwendig zur Ehre des Vaterlandes braucht — sie wird es nunmehr auch erhalten, da der neue Reichstag eine Mehrheit für die Militärvorlage gebracht!

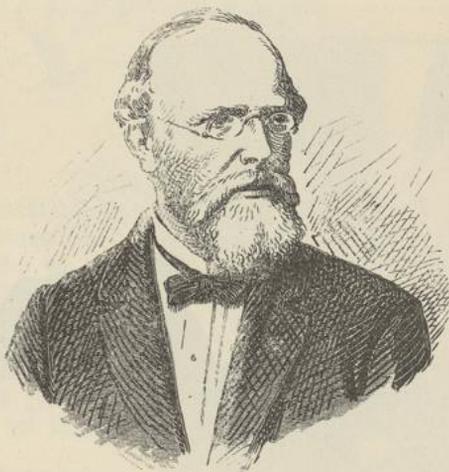
Im Reichstag entrollten gelegentlich die Sozialistenführer ein Bild ihres Zukunftsstaates. Es war aber so schlechte Farbe daran, daß es der kräftige Redeguß der Segner abwasch bis zur blaffen Leinwand. Auch ein antisemitischer Held Namens Ahlwardt, dessen Geistes-

zustand dem Wanderer etwas sehr getrübt vorkommt, mußte mit abgefägten Hosen davonziehen.

Die Sonntagruhe ist kraft Gesetzes im Reiche eingeführt. Ihre Wirkung muß aber erst erprobt werden, ob sie in ihrer gegenwärtigen Form praktisch durchgeführt werden kann.

Im Saargebiet stellten die Kohlenarbeiter längere Zeit ihre Arbeit ein. Der Streik endete mit der Niederlage der Streikenden.

In unsern deutschen Kolonien fanden siegreiche Kämpfe mit den Wahches statt, die Handelswege sind dadurch wieder freigelegt. Major von Wischmann ist mit seinem Schiff zum Nyassasee gelangt. Von Emin Pascha verlautete, er sei am Sturisflusse ermordet worden, jedoch ist die Nachricht nicht sicher bestätigt, so daß wir den Kalenderabschluß in der Hoffnung machen können, der mutige



Staatsminister Turban.

Pionier im schwarzen Erdteil möge wohlverhalten an
sichern Lande wieder gemeldet werden.

In unserer **badischen Heimat** erfrent die
Großherzogliche Familie sich besten Wohlseins. Der
Erbgroßherzog wurde zum Generallieutenant
und Kommandeur der 29. Division ernannt und hat
seinen ständigen Wohnsitz wieder unter seinen Lan-
deskindern in Freiburg i. B. genommen. Der Wan-
derer gratuliert dazu von ganzem Herzen und begrüßt
ihn im lieben Badnerlande. Im Ministerium hat
es folgende Veränderung gegeben: Staatsminister
Turban und Finanzminister Ustätter sind vor-
gerückten Alters wegen von ihren Stellungen zu-
rückgetreten unter fürstlicher Verdankung für ihre
langjährigen und treuen
Dienste. Staatsminister
Turban ist 17 Jahre lang
und Finanzminister U-
stätter 25 Jahre badischer
Minister. Der Leser findet
die Bilder der zwei verdien-
ten Männer im Kalender.
Dr. Roff, Präsident des
Justiz- und Kultusministe-
riums, wurde zum Staats-
minister ernannt und Mi-
nisterialrat Buchenberger
zum Finanzminister. Von
Brauer wurde Minister
des Großh. Hauses und der
auswärtigen Angelegen-
heiten, von Jagemann Ge-
sandter in Berlin.

Die Heil- und Pflege-
anstalt Mlenau feierte ihr
50jähriges, das Konstanzer 114er Regiment sein
25jähriges Jubiläum. Unserem vaterländischen
Dichter Schöffel wurde in Karlsruhe ein prächtiges
Denkmal gesetzt. Der Wanderer hat sich's für seinen
Kalender zeichnen lassen.

In **Württemberg** ist die Königin-Mutter
Olga, 70 Jahre alt, gestorben, eine Freundin
künstlerischer und wissenschaftlicher Bestrebungen.

Im **Großherzogtum Weimar** feierten der
Großherzog und seine Gemahlin das Fest ihrer
goldenen Hochzeit.

In den Staaten des Dreibundes erhielten sich
die besten Beziehungen. In **Italien** wurde dieses
Frühjahr die silberne Hochzeit des Königspaares
gefeiert. Das war ein Jubel und eine Festesfreude
in Rom, als das deutsche Kaiserpaar dort eintraf!
Großartig gestaltete sich die Ehrung des italienischen

Volktes für unser Kaiserpaar. Der Leser findet zwei
Bilder im Kalender von dieser Reise: Das eine stellt
die Truppschau in Rom dar und den Vorbeimarsch
der schmucken Jägertruppe, der Bersaglieri; das
andere zeigt den Empfang des Kaisers in Luzern.
Der Kaiser machte auch im Vatikan einen Besuch;
der Papst feierte nicht lange vorher sein 50jähriges
Bischofsjubiläum.

Die **Schweiz** hat Händel bekommen mit den
Franzosen, weil sie den französisch-schweizerischen
Handelsvertrag abgelehnt hatten. So erhöhten die
Schweizer ihre Zölle an der französischen Grenze
und leben heuer im Zollkrieg. Um so freundlicher
gestaltete sich das Verhältnis zu Deutschland, was
sich an dem begeisterten
Empfang unseres Kaiser-
paares in Luzern zeigte.

Aus **Frankreich** ist
in erster Linie der große
Panama-Krach und
Schwindel zu nennen.
So ein Kanalbau, wie der
von Panama in Mittel-
amerika, kostet heidenmäßig
viel Geld, davon haben die
Arbeiter am Kanal das we-
nigste gesehen, ungezählte
Millionen verschwanden in
den Taschen von Verwal-
tungsräten, Senatoren,
Deputierten und Ministern.
Verschiedene Herren wuß-
ten die Taschenspielerkunst
herrlich auszuführen, und
Hunderte haben ihre be-



Finanzminister Ustätter.

gehrlichen Finger ausgestreckt. Die Justitia verband
sich vor Ärger und Scham die Augen und verurteilte
einige, die andern kamen mit dem Schrecken davon,
und wieder andere waren schon längst davon. Dieser
Panamastandal kostete nacheinander drei Ministe-
rien: Präsident Carnot erlangte große Übung im
Ministerfuchen. Die Quelle, welche im Gefolge aus-
gefodten wurden, verliefen unblutig: wenn's nur
knallt im Boulogner Wäldchen, dann ist die Ehre
wieder hergestellt! — Der 100 jährige Gedenttag
der Verkündigung der Republik wurde mit
großem Pomp begangen. Der Selbstherrscher aller
Neußen und die Freiheit der Republik feierten ein
herrliches Vermählungsfest! — Im fernen Afrika,
in Dahome, hatte der General Dodds langwierige
Kämpfe zu führen mit dem schwarzen Könige Behan-
zin. Er ist endlich mit ihm fertig geworden.

Gruppenrevue in Rom.



Defilieren der Berggläubigen.

Die **Russen** sind eifrig bemüht, alles, was an Deutschland erinnern könnte, auszuwischen. Sie haben ihre Wut an den unschuldigen Städtenamen der Ostseeprovinzen ausgelassen und sie mit russischen Namen vertauscht.

Portugal und **Griechenland** haben Geld-, **Norwegen** und **Irland** Trennungs- und **Belgien** hat Sozialisten-Sorgen.

Im **Balkanstaat** hat **Bulgarien** infolge der besonnenen, ruhigen und festen Führung der Staatsgeschäfte Ruhe. Fürst Ferdinand hat seinem Lande eine Fürstin heimgebracht, die Tochter des Herzogs von Parma, und die Sobranje hat die Verfassungsänderung dazu gutgeheißen. Die Russen machen dazu ein saures Gesicht; sie glaubten, dort das Steinchen zuerst ins Rollen zu bringen, aber der bulgarische Minister Stambulow und sein Fürst sind ganze Männer, vor denen man allen Respekt haben muß. — In **Rumänien** hat sich der Kronprinz vermählt mit der Prinzessin Marie von **Edinburg**. — In **Serbien** hat der König Alexander die Minister, unter deren Regenschaft er seit

4 Jahren stand, fortgejagt und sich selbst zum König ausgerufen. Er ist jetzt 17 Jahre alt. Sein Vater und seine Mutter haben sich ausgesöhnt — ob das

unter Thränen der Rührung vor sich gegangen, weiß der Wanderer nicht. So hat Alexander der Kleine, wie weiland sein Namensvetter in Gordion den serbischen Knoten durchhauen.

Die **Amerikaner** hatten dieses Jahr ihre Präsidentenwahl. Cleveland wurde gewählt. Die Columbusfeier im Oktober verlief natürlich allerorts in Amerika entsprechend großartig. Die erste Landung des kühnen Seefahrers am 12. Oktober 1492 auf der Insel Guanahani erfieht der Leser aus dem beistehenden Bilde. Aber besonders stolz sind die Amerikaner auf ihre



Empfang in Luzern.

Reise des deutschen Kaiserpaars nach Italien und der Schweiz.

großartige Weltausstellung in Chicago. Millionen hat sie gekostet, Millionen werden umgefeset; da geht's unter Millionen nicht ab. Sie ist aber

ungeheuer großartig, so daß sie voraussichtlich das Jahrhundert würdig schließen darf. Der Wanderer hat seinen Lesern, die nicht hinkommen können, ein Gesamtbild davon anfertigen lassen.

Auf den **Sandwichinseln** haben die ungalanten Insulaner ihre Königin entthront. Die Amerikaner waren rasch dabei, die Inseln zu annektieren, aber sie durften nicht, weil's die Engländer auch nicht dürfen.

Zum Schluß will der Wanderer noch einige besonders schwere **Unglücksfälle** aufzählen, die sich im verfloffenen Jahre ereigneten. Ein Brand hat ganz Grindelwald in der Schweiz eingeäschert; in unserm Heimatland wurde Klengen durch ein schreckliches Brandunglück heimgesucht; das Schloß Sigmaringen wurde teilweise durch Feuer zerstört. Besonders auch hat der Chronist von vielen Waldbränden zu berichten. — An der portugiesischen Küste ist ein englischer Dampfer gesunken, wobei 113 Menschen den Tod fanden. — Großes Unglück hat die englische Flotte getroffen, indem das schöne Panzerschiff „Victoria“ vor Tripolis gesunken ist. 260 Mann und der Admiral Tryon verloren ihr Leben. — In Oberitalien und China haben große Überschwemmungen Land und Leute heimgesucht. — Die griechische Insel Zante hatte ein bedeutendes Erdbeben. Ein Vulkanausbruch zerstörte die ostindische Insel Sangir vollständig, 12 000 Menschen fanden dabei ihren Tod. — Bei einer Grubenexplosion in Wales in Südengland sind 100 Bergarbeiter umgekommen. — Besonders aber suchte uns im verfloffenen Sommer die Cholera heim. Hamburg hatte allein 7600 Tote. Auch in anderen Städten Deutschlands hielt sie Einzug. Wahrscheinlich wurde sie aus Rußland eingeschleppt; dort sind ihr über hunderttausend Menschen erlegen. Das ist ein schlimmer Gast! Die Professoren und Doktoren gehen ihr zwar wacker zu Leibe, aber sie behauptet trotzdem ihr Feld. Sorglosigkeit und übergroße Angst sind dabei vom Übel; eine vernünftige, natürliche Lebensweise ist am besten zu empfehlen.

Gestorben sind im abgelaufenen Jahre: Fürst Adolf Georg von Schaumburg-Lippe; der Fürst

von Waldeck; Herzog von Ratibor; der Sultan von Sansibar; General von Grolmann, ehemals General des 11. Armeekorps; Vizeadmiral Deinhard; der österreichische General von Edelsheim; Kardinal von Fürstenberg; Kardinal Lavigne; Bischof Hefele von Rottenburg; Graf Derby,



Werner Siemens.

hervorragender englischer Staatsmann; Jules Ferry, franz. Senatspräsident; der berühmte Professor und Orientalist Ernst Renan; Professor Windscheid, bekannter Rechtsgelehrter in Leipzig; der Historiker Gindely in Prag; die Professoren Lindenschmitt, Lübke, Molezschott; Werner Siemens, der berühmte Elektrotechniker in Berlin, von welchem der Wanderer ein Bild anfertigen ließ; Journalist Lothar Bucher; Kulturhistoriker von Hellwald; der Schriftsteller Schmidt-Weisenfels; der spanische Nationaldichter Zo-

rilla; der Liederkomponist Vinzenz Lachner in Karlsruhe; Peter Reichensperger, einer der Führer der Centrumspartei; Domänendirektor Prestinari in Donaueschingen und der Bankier von Bleichröder in Berlin.

Doppelsinnig.

Ein Beamter, welcher gerade nicht im besten Rufe stand, schalt in einer Gesellschaft über einen Kollegen, der natürlich nicht anwesend war, und bemerkte von demselben: „Er ist der größte Esurke im Lande!“ Ein wegen seines heißenden Wüges bekannter Arzt, welcher sein Tischnachbar war, klopfte ihm leise auf die Schulter und flüsterte ihm zu: „Sie vergessen sich, mein Herr!“

Nachträge und Berichtigungen zum chronolog. Marktverzeichnis (siehe nach dem Calendarium).

- Bruchsal: Viehm. am 23. statt 16. Mai.
- Freiburg: Viehm. am 5. statt 6. April.
- Grißbach: Viehm. am 10. Mai, 1. Juli, 6. Sept.
- Herbolzheim: 20. März Krämer- und Schweinem.
- Rastatt: 28. Aug. auch Fohlenm. mit Verlosung.
- Riegel: Krämer-Vieh-Roh-Schweinem. am 18. statt 9. Okt.
- Schönau i. W.: mit den Viehmärkten auch Schweinem.
- Stühlingen: mit den Krämer-Viehmärkten auch Schweinem.
- Triberg: Krämerm. am 17. statt 24. März.
- Waldbut: 21. Dez. Krämer-Vieh-Schweine-Saafm.
- Wertheim: Vieh-Schweinem. am 9. statt 10. Okt.; Schaafm. am 20. statt 19. Sept.